



MUT
VIELFALT. LOKAL. STÄRKEN

agif EIN PROJEKT DER
Arbeitsgemeinschaft
Jugendfreizeitanlagen
Sachsen e.V.

**DAS PRAKTISCHE.
FACETTEN
NON-FORMALER
DEMOKRATIEBILDUNG.**

BAND 3



**DAS PRAKTISCHE.
FACETTEN
NON-FORMALER
DEMOKRATIEBILDUNG.**

BAND 3

Entstanden im Rahmen des Projektes **MUT – Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.** (2020–2022)

Das Projekt begleitete Fachkräfte in der sozialpädagogischen Arbeit mit jungen Menschen im ländlichen Raum. Junge Menschen, die jugendarbeiterische Angebote nutzen, sind vielfältig. Ein Teil von ihnen ist von unterschiedlichen Formen von Diskriminierung betroffen. Andere Nutzer*innen sind Jugendliche im Ansprachefeld neonazistischer, völkisch-nationalistischer und autoritaristischer Akteur*innen: Sie zeigen diskriminierende Haltungen und bewegen sich im Umfeld „rechter“ Bekanntenkreise.

Ziel des MUT-Projektes war es, lokale Konfliktlagen und Ausgrenzungsszenarien zu erheben sowie deren Auswirkungen in den Arbeitsfeldern zu untersuchen und zu bearbeiten – gemeinsam mit dem Projektteam und den längerfristig begleiteten Fachkräften. Es ging darum, den Blick für alltagsnahe Gelegenheiten demokratischer Bildung bei jungen Menschen zu schärfen, diese produktiv aufzugreifen und strategisch zu gestalten. Das Projektteam stellte den lokalen Fachkräften Räume bereit, um sich ihren Bedarfen, Herausforderungen und Erfahrungen aus der alltäglichen Praxis im Austausch mit Kolleg*innen zu widmen. So sollte die Entwicklung lebensweltbezogener Strategien in der Auseinandersetzung mit Ablehnungshaltungen unterstützt werden.

Es ging darum, den Blick der Jugendarbeiter*innen für alltagsnahe Gelegenheiten demokratischer Bildung zu schärfen, diese produktiv aufzugreifen und strategisch herzustellen. Das führt immer wieder zur Frage des angemessenen methodischen Handelns im Feld. Im Band wird die demokratiebildende Praxis auf zwei Ebenen betrachtet. Zum einen werden methodische Säulen der Prozessbegleitung im Projekt ausgeführt. Sie enthal-

ten immer bereits praktische Ableitungen für die Arbeit mit den Jugendlichen vor Ort und bieten Anknüpfungspunkte für eine alltagsnahe Demokratiebildung. Zum anderen werden methodische Zugänge für die Jugendarbeit dargestellt, die Gelegenheiten und Räume zur demokratischen Bildung herstellen.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Anregungen und als Versuch der Verknüpfung unterschiedlicher Praxisperspektiven. Der Dank geht zuvorderst an alle Fachkräfte, die wir durch ihre Sozialräume und in ihrer professionellen Praxis begleiten durften, die uns für Interviews zur Verfügung standen, ohne die unsere Gedanken nicht entstanden wären und die in unterschiedlichen Regionen weiter für das selbstbestimmte Aufwachsen junger Menschen und für eine solidarische Gesellschaft einstehen.



INHALT

10	Das Praktische. Facetten non-formaler Demokratiebildung.
11	1. Wissenschaft – Praxis – Prozessbegleitung: Das Tridem zur Vermittlung von Theorie und Praxis
15	2. Auf der Suche nach Orten des Politischen im Alltag
32	3. Erzählungen als Ausgangspunkt der Arbeit an demokratieablehnenden Haltungen
42	4. Gelegenheitsstrukturen für Austausch und Positionierung
53	5. Erkundungen professionellen Handelns als Raum non-formaler Demokratiebildungsarbeit – dichte Beschreibungen von Praxis und Alltag
57	6. Konzepte zwischen Orientierungsrahmen und Veränderungsoffenheit
63	Literatur
64	Impressum

BAND 1 DAS LOKALE.
KONTEXTE JUGENDARBEITERISCHER ANGEBOTE.

BAND 2 DAS NORMALE.
PRODUKTION UND REPRODUKTION VON ALLTAG.

BAND 3 DAS PRAKTISCHE.
FACETTEN NON-FORMALER
DEMOKRATIEBILDUNG.

BAND 4 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
DIMENSIONEN VON PROFESSIONALITÄT.

Benedikt Sturzenhecker

Kernanforderungen an professionelles Handeln in der
Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Barbara Wolf

Erwachsene die sich als Personen anfragen lassen –
Solidarische Professionalität in der Jugendarbeit.

BAND 5 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
BILDUNG – ERFAHRUNG – JUGEND

Kurt Möller

Unfassbar? Demokratische Bildung in der Offenen
und Aufsuchenden Kinder- und Jugend(sozial)arbeit
begreifbar gemacht.

Agnes Scharnetzky

Potenziale politischer Bildung in der Jugendarbeit.
Anregungen aus dem 16. Kinder- und Jugendbericht
„Förderung demokratischer Bildung im Kindes- und
Jugendalter“ und der Didaktik der Politischen Bildung

Werner Thole

Kinder- und Jugendarbeit als Gesellschaftskritik.
Bildung im Zeitalter der Neukonturierung sozialer
Ungleichheiten und national-rechter, autoritativer
Ablehnungskonstruktionen

Tobias Burdukat

Emanzipatorische Jugendarbeit. Spannungsfeld der
Entwicklung

BAND 6 DAS SINNLICHE.
ALLTAGSERFAHRUNGEN UND
ALLTAGSDEUTUNGEN.

BAND 7 DAS EMANZIPATORISCHE.
PERSPEKTIVEN KRITISCH-DEMOKRATISCHER
BILDUNG IN DER JUGENDARBEIT.

DAS PRAKTISCHE. FACETTEN NON-FORMALER DEMOKRATIEBILDUNG.

Dieser Band beschreibt den Ansatz des MUT-Projektes, in dem das gemeinsame Tun einen zentralen Stellenwert besaß. Im gemeinsamen Tun werden Methoden und Vorgehensweisen anders und tiefgreifender eingeübt als durch bloßes Durchdenken. Zugleich gibt gemeinsames Tun Aufschluss über die jeweilige Praxis der Fachkräfte sowie über alltägliches Handeln junger Menschen. Es wird hier beschrieben, wie das Projektteam im Rahmen von Prozessbegleitungen mit Jugendarbeiter*innen praktisch gearbeitet hat. Frei nach Konfuzius getreu dem Motto: „Erzähle es mir und ich verstehe vielleicht. Zeige es mir und es ist schon besser. Lass es mich selbst versuchen, dann kann ich es lernen.“

In den folgenden Abschnitten wird das praktische Vorgehen auf den unterschiedlichen Ebenen der Prozessbegleitung dargestellt. Der erste Abschnitt geht auf die konzeptionellen Grundlagen des Projekts ein. Dabei steht im Vordergrund, wie die Beteiligten aus Beratung, Praxis der Jugendarbeit und Wissenschaft im Rahmen der Begleitung in eine hilfreiche, sich gegenseitig ergänzende Arbeitsbeziehung gebracht werden konnten. Anschließend werden in Abschnitt zwei Möglichkeiten vorgestellt, wie die sozialräumlichen Kontexte der Jugendarbeit – und damit auch die dort wirkenden politischen Szenarien und Diskurse – gemeinsam im Rahmen der Begleitprozesse auf neue Weise erkundet werden konnten. Junge Menschen, aber auch

Fachkräfte machen in diesen Sozialräumen Erfahrungen, die sie individuell deuten. Wie diese Erfahrungen wirken und subjektiv in Alltagserzählungen übersetzt werden, dazu benötigt es Austausch – auch unter Fachkräften. Mögliche Settings werden im dritten Abschnitt zum Thema Erzählungen vorgestellt. Abschnitt vier geht auf demokratische Interventionen im öffentlichen Raum ein. Daran schließt sich im fünften Abschnitt eine Darstellung an, wie im gemeinsamen Austausch im Rahmen von Beratungs- und Qualifizierungsprozessen professionelles Fallverstehen reflektiert und aktive Bildungsarbeit übersetzt werden kann. Erkenntnisse aus gemeinsamen Beratungen und Aktivitäten mit Fachkräften können von ihnen in ihre alltägliche jugendarbeiterische Praxis übersetzt werden. Abschließend werden Reflexionen zur Prozessbegleitung im Handlungsfeld zur Verfügung gestellt.

1. Wissenschaft – Praxis – Prozessbegleitung: das Tridem zur Vermittlung von Theorie und Praxis

Das Projektkonzept verbindet Wissenschaft, jugendarbeiterische Praxis und Beratungsstruktur. Wissenschaft meint in diesem Fall die wissenschaftliche Begleitung des Beratungsteams, die Vermittlung von fachlichen Wissen an die Jugendarbeiter*innen sowie die Rückkopplung praktischer Wissensbestände an die Theoriebildung. Praxis bezieht sich auf die Jugendarbeiter*innen in den Begleitprozessen, die ihre Erfahrungen miteinander diskutierten und dem Projekt zur gemeinsamen Reflexion und Weiterentwicklung zur Verfügung stellten. Der Beratung kam im Projekt die Rolle zu, die unterschiedlichen Fragen und Perspektiven der Beteiligten in ein austauschanregendes Verhältnis zu bringen und einen Prozess zu gestalten, in dem die unterschiedlichen Wissens-

bestände zur Geltung kommen. Eine wesentliche Rolle bei vielen Projekten zur Qualifizierung von Fachkräften im Feld spielt die Frage: Wie kommt „die“ Theorie in „die“ Praxis? Praktiker*innen hingegen suchen oft weniger nach theoretischen Inhalten sondern nach wirkungsvollen „Methoden“¹, die ihre Handlungsfähigkeit im jugendarbeiterischen Alltag stärken. Mit Blick auf die Erfahrungen in den hier reflektierten Prozessbegleitungen und auf Basis der Ergebnisse vorangegangener Beratungsprozesse² ging es nicht darum, Theorie in die Praxis zu bringen und Praktiker*innen damit etwas aufzunötigen, von dem sie meinen, dass sie es gar nicht unbedingt gebrauchen können. Vielmehr war die konzeptionelle Überzeugung folgende: Im Rahmen von Prozessbegleitungen sollte es darum gehen, Praxiswissen mit theoretischen Systematiken und wissenschaftlichem Wissen ins Verhältnis zu setzen, um so die Handlungsfähigkeit der Fachkräfte zu verbessern oder herzustellen.

In den Beratungsprozessen zeigte sich, was die Praxis der Jugendarbeit vor Ort jeweils ausmacht, und es wurden spezifische lokale Konstellationen deutlich. Ein solches, notwendiges Wissen entsteht nicht allein aus abstrakten Abhandlungen über Professionalität und methodisches Handeln. Es kann auch nicht in einmaligen Gesprächen mit Fachkräften entstehen.

1 Im Bereich der demokratischen Bildung und im Umgang mit Ablehnungshaltungen wird von Fachkräften oft ein entsprechender Bedarf kommuniziert. In Beratungen ist er auch wahrnehmbar, obwohl er nicht immer ausdrücklich geäußert wird. Die hohe Nachfrage nach Argumentationstrainings und wirkungsvollen Methodenköffern, die es erleichtern sollen, junge Menschen diesbezüglich ‚zu bilden‘, ist ein Indiz für diesen Bedarf nach Handlungssicherheit.

2 vgl. AGJF Sachsen 2019.

Der Anspruch war, Praxis und Theorie *in Bewegung* zu versetzen. Eine entsprechend hohe Bedeutung hatte und hat dabei der kontinuierliche Austausch aller Beteiligten. Bei den Prozessbegleitungen waren, an diese Perspektiven anschließend, zwei Haltungsdimensionen zentral: *Erfahrungsorientierung* und *Handlungsorientierung*. Erfahrungsorientierung umfasste die Orientierung an den Erfahrungen der beteiligten Fachkräfte. Auf Basis dieser Erfahrungen wurden die Projektthemen miteinander beraten. Erfahrungsorientierung meinte darüber hinaus die Orientierung der Jugendarbeiter*innen und ihrer (demokratiebildenden) Angebote an den alltäglichen Erfahrungen und Interessen der jungen Menschen, mit denen sie arbeiten. Methodisch wurde daher in weiten Teilen auf Settings des Erzählens und Erkundens gesetzt. Handlungsorientierung zielte im Projekt darauf ab, immer wieder mit den Jugendarbeiter*innen praktisch zu werden, gemeinsame Aktivitäten umzusetzen und in direkten Kontakt mit den Adressat*innen der Fachkräfte und mit ihren Lebenswelten zu kommen. Außerdem sollte die Prozessbegleitung neue Settings der Beratung erproben. Resultierend aus Erfahrungen während der Lock-Downs und Kontaktbeschränkungen wurden Räume außer Haus für Beratungen genutzt und Settings gestaltet, in denen die Gruppen mit nötigem Abstand „spazieren“ gingen. Dies folgte der Erkenntnis, dass Austausch und Lernen auch in Beratungen besser funktionieren, wenn sich die Beteiligten bewegen. Oder kürzer gesagt: Es gibt keinen Zwang, Beratungen im gewohnten Stuhlkreis umzusetzen.

Eine inhaltliche Ausgangsannahme des Konzepts war, dass Fachkräfte im Umgang mit Ablehnungshaltungen jugendlicher Adressat*innen an die Grenzen ihrer professionellen Handlungsfähigkeit stoßen. Dies betrifft die Massivität, Rigo-

rosität und Beharrlichkeit, mit der diese vorgetragen werden. Im Verlauf der Begleitprozesse musste diese Annahme erweitert werden. Nicht der Umgang mit bestimmten Ablehnungshaltungen einzelner Adressat*innen schien das vordergründige Problem. Vielmehr wurden allgemeine problematische Entwicklungen in der Gesellschaft und im Sozialraum sowie strukturelle Schwierigkeiten im Arbeitsalltag benannt, die einen Umgang damit erschwerten. Dies umfasste beispielsweise gesamtgesellschaftlich zu beobachtende autoritäre Polarisierungen, die Effekte auf das Aufwachsen Jugendlicher haben. In den Blick gerieten auch Aspekte der Destabilisierung der Zivilgesellschaft im Gemeinwesen durch die deutliche Präsenz völkisch-nationalistischer Akteur*innen vor Ort. Benannte Strukturdefizite waren unter anderem die Unsicherheit der Fachkräfte und Projekte vor dem Hintergrund kommunaler Auftrags- und Förderschwerpunkte.

Zielgruppen des Projekts waren regional verortete und vernetzte Fachkräfte. Diese Netzwerke bildeten Beratungsstandorte, die längerfristig (bis zu zweieinhalb Jahre) begleitet wurden. Die Gruppen bestanden aus sich neu vernetzenden Fachkräften, losen Fachnetzwerken oder bereits länger existierenden Arbeitskreisen. Die Unterschiedlichkeit der Herausforderungen an den einzelnen Projektstandorten legte es nahe, die Beratungsprozesse entwicklungs offen zu halten.

2. Auf der Suche nach Orten des Politischen im Alltag

„Im Verlauf einer Raumb Beobachtung (hierbei können wir uns auch an einem spezifischen Ort für längere Zeit aufhalten und beobachten) oder auch einer Begehung (hier durchqueren wir unterschiedliche Orte) geht es darum, die unterschiedlichen Elemente des Raums auf sich wirken zu lassen, Qualitäten bestimmter Räume oder auch Atmosphären wahrzunehmen und zu deuten. Dies geschieht in dem Bewusstsein, dass die Wahrnehmung von Räumen geschlechts- und milieuspezifisch ist, sich etwa auch zu unterschiedlichen Uhr- und Jahreszeiten unterscheidet.“ (Herrmann 2019, S. 98)

Sozialraumbegehungen

Die Sozialraumbegehung in Form von Stadtteilspaziergängen ist eine bekannte Methode der sozialräumlich orientierten Jugendarbeit. Mit ihr wird der Versuch unternommen, die Bedeutung von Orten und Räumen für die Adressat*innen nachzuvollziehen und ihre Bewegungen in diesen Räumen differenziert wahrzunehmen. An solche Eindrücke lässt sich in der alltäglichen sozialpädagogischen Arbeit anknüpfen. Beispielsweise können Themen, die auf einer Begehung genannt werden, später im Einrichtungsalltag weiter besprochen und bearbeitet werden. Oder identifizierte Barrieren und Einschränkungen werden aufgegriffen und in lokale Debatten über die Nutzung und Aneignung von Orten eingebracht. Dies kann gemeinsam mit den Jugendlichen geschehen – oder anwaltschaftlich in den Gremien, in denen Fachkräfte bereits mitwirken und zu denen sie eher Zugang haben als Jugendliche.

Als Beobachtungsverfahren können Sozialraumbegehungen gemeinsam, aber auch von Fachkräften allein, durchgeführt werden. Im zweiten Fall liegt der Fokus darauf, die Orte, ihre Atmosphäre und ihre bauliche Anordnung auf sich wirken zu lassen, Interaktionen vor Ort in den Blick zu nehmen und daraus Rückschlüsse auf die Qualitäten der Orte für verschiedene Gruppen von Nutzer*innen zu ziehen. Vor allem dann, wenn man als Jugendarbeiter*in gut Bescheid zu wissen glaubt, kann eine solche Begehung dazu beitragen, den eigenen Blick auf die gewohnte Umwelt wieder ein Stück zu weiten und zu befremden, vor allem wenn man beispielsweise als Bewohner*in selbst Teil des Sozialraums ist und sich dort ein großer Teil des eigenen Alltags abspielt..

Gewinnt man Abstand von den eigenen Bildern, kann man sich besser auf die Deutungen der Adressat*innen und anderer Akteur*innen im Sozialraum einlassen. Das Gefühl, einen Sozialraum schon sehr gut zu kennen, haben aber auch Fachkräfte, die nicht vor Ort wohnen und das lokale Geschehen mit seinen Qualitäten allein aus ihrer Einrichtungsrealität und der institutionellen Arbeitsumgebung heraus wahrnehmen. Dieser Blick ist teilweise mehr problembezogen und weniger ressourcenorientiert. Auch in diesem Fall können Sozialraumbegehungen und das Einüben einer forschenden, erkundenden Haltung helfen, bestehende eigene Bilder zu differenzieren und neue, ganzheitlichere Erkenntnisse zu gewinnen. Die Deutungen zum Raum werden durch das aktive Erkunden in der Gruppe mit anderen Fachkräften sprichwörtlich in Bewegung gebracht und es wird ein intensiverer und differenzierterer Austausch als bei In-House-Beratungen ermöglicht.

Im Rahmen der Begleitung im MUT-Projekt sollten Sozialraumbegehungen während der Beratungen schließlich auch dazu dienen, *Spuren des Politischen* im Alltag aufzudecken. Das Projekt ergründete zusammen mit den Jugendarbeiter*innen, wo und wie sich das Politische im Sozialraum zeigt.

- Was finden wir, wenn wir nach Konflikträumen suchen oder einfach den Blick schweifen lassen, wo Spuren politischer Positionierung sichtbar werden?
- Was wird an welchem Ort mit wem verhandelt?
- Was sorgt für Ärger?
- Wo sind sich scheinbar alle einig?

Dokumentierte Begehungen

Natürlich haben Fachkräfte Thesen zu der Frage, was junge Menschen und erwachsene Bewohner*innen im Gemeinwesen beschäftigt und ihnen wird auch vieles mitgeteilt. Dokumentierte Sozialraumbegehungen sind eine Möglichkeit, diese Vorstellungen, Einschätzungen und Erzählungen strukturiert zu erheben, über den Alltagsbezug zu konkretisieren und zu prüfen. Über das Aufspüren von *politischen Orten* wird greifbarer, wie alltagsnahe und lebensweltorientierte demokratische Bildung aussehen und wo sie ansetzen kann. Konflikte können besprechbar gemacht oder pädagogische Interventionen in diesen Räumen vorgenommen werden. Fachkräfte erhalten durch solche Beobachtungen und den hierbei stattfindenden Austausch zugleich auch Hinweise auf die Lebenswelt und den Alltag der Adressat*innen. Somit bekommen sie eher ein Gefühl dafür, wie Themen auf passende Weise angesprochen und aufgegriffen werden können.

Die Sozialraumbegehungen bestanden aus den folgenden Schritten:

- 1** Auswahl des Sozialraums und der Teilnehmenden
- 2** Auswahl von Begriffen für Deutungen und Erfahrungsqualitäten als Assoziationen zu bestimmten Orten
- 3** Gemeinsames auswählen von Orten zu den ausgewählten Begriffen
- 4** Auswahl der Orte und Planung einer ressourcenangemessenen Route
- 5** Dokumentierte Begehung mit Audio- und Fotoaufnahmen
- 6** Verschriftlichung und Systematisierung der Aufnahmen
- 7** Individuelle Reflexion der Ergebnisse und Reflexion in der Gruppe
- 8** Ableitung von Fokusthemen und Festlegung von Handlungsstrategien

Um eine mögliche Route für die Begehung zu finden, wurde im Rahmen des Projektes eine abgewandelte Form der klassischen Nadelmethode angewandt. Die teilnehmenden Fachkräfte wurden vorab darum gebeten, an einer digitalen Pinnwand Orte im Sozialraum zu benennen, die sie mit vorgegebenen Begriffen wie „Treffpunkt“, „Politischer Konflikt“, „Geschichte“, „Fremdheit“, „Freiraum“ oder „Sozialer Brennpunkt“ assoziieren. Bereits die Sammlung der und der Austausch zu den Begriffen sowie zu möglichen Orten bergen zentrale Momente der Erkundung und Reflexion und öffnen den Blick für Anknüpfungspunkte demokratischen Lernens. Im Anschluss an die Sammlung wurde eine Route erarbeitet, die möglichst viele der benannten Orte umfasste. Als sinnvoll erwies sich ein Zeitrahmen von maximal zwei Stunden, inklusive kleiner Verweilpausen an den jeweiligen Orten.

Die Schwerpunktsetzung durch die Begriffe bewirkte, dass bereits bei der Begehung Anknüpfungspunkte für Erzählungen entstanden, die etwas über die Raumkonstruktionen bestimmter Gruppen an den jeweiligen Plätzen sowie über ihre politische Bedeutung im Gemeinwesen aussagen. So wird etwa über die Nutzung eines Spielplatzes berichtet: *„Also da hat man zum einen Eltern mit Kindern, aber dann eben auch [...] eine ganze Menge, vor allem Herren mit Bierflaschen oder auch anderen Sachen“* [FK_L_1_1]. An diesen Orten entstehen Konflikte unter den Nutzer*innen: *„da sitzen die ganzen Leute, die gerne mal zur Flasche greifen, die sitzen dann den ganzen Tag dort und bevölkern eigentlich die ganzen Bänke“* [FK_L_1_1]. Ähnliche Aussagen finden sich auch über Parks, eigentlich Orte für Erholung und Begegnung: *„Vor zwei, drei Jahren oder was, da gab es hier dann immer so diese Gerüchteküche oder diese Idee, dass hier zu viele Leute auf den Bänken rumlungern. Auch aus anderen Ländern und überall her lungern sie hier im Park herum“* [FK_L_1_3]. Ein Quartier, in dem früher viele Arbeiterfamilien wohnten, werde im Gemeinwesen seit vielen Jahren als *„Schnappmesser-Viertel“* bezeichnet [FK_L_1_1]. Expliziter zeigen sich auch politische Positionierungen und mögliche demokratische Potenziale bei jugendlichen Sprayer*innen: *„dass dann so die Leute, die sprayen, hier erst mal zumindest so gegen rechts eingestellt sind [...] wenn man hier durchläuft und halt nicht nur Hakenkreuze hat“* [FK_L_1_3].

Für die Begehung selbst wurde das Format insofern angepasst, als dass die teilnehmenden Fachkräfte hier eine Doppelrolle ausfüllten. Zum einen waren sie als möglichst unvoreingenommene „Beobachter*innen“ bzw. „Forscher*innen“ unterwegs. Da auch das Projektteam an den Begehungen teilnahm und tatsächlich als außenstehende Personen Fra-

gen an die Fachkräfte stellte, waren diese andererseits auch als Expert*innen gefragt – z. B. wenn sie im öffentlichen Diskurs kursierende Bilder von und Mythen zu Plätzen wiedergaben oder eigene ortsbezogene Erfahrungen und Erlebnisse einbrachten: *„Weil, ja, man denkt dann immer, dass hier so verruchte Truppen unterwegs sind und nachher irgendwas angeboten wird“* [FK_L_1_3]. In diesem Zusammenhang haben sich nicht nur für das Beratungsteam neue Einsichten ergeben, sondern letztlich auch für die teilnehmenden Fachkräfte, die von Wissensbeständen, Sichtweisen, aber auch konträren Perspektiven ihrer Kolleg*innen erfuhren. Da Erzählungen im Rahmen von Begehungen eher kurz und punktuell ausfallen, waren Nachfragen durch das Beratungsteam und andere Teilnehmer*innen essenziell, um zu vertieften Schilderungen zu kommen. Gleiches gilt auch für die Auswertung und Nachbesprechung. Auf diese Weise angereicherte Erzählungen helfen dabei, sich gemeinsam ein differenziertes Bild vom Sozialraum zu machen.

Relationierung und Absicherung

Um im weiteren Verlauf einer Begleitung auf die Ergebnisse, Themen und Bilder einer Sozialraumbegehung zurückgreifen zu können, wurden diese jeweils audio-aufgezeichnet und den Fachkräften anschließend in Form einer interaktiven Karte mit Ausführungen zu den jeweiligen Orten zugänglich gemacht. Dabei wurde darauf geachtet, Aussagen möglichst wortwörtlich wiederzugeben. Teilweise wurden Ausschnitte auch als Audiodateien in die digitale Karte eingefügt, sodass die Beteiligten die Stationen der Begehung nachhören konnten. Der genaue Wortlaut von Formulierungen und Beschreibungen bei den Begehungen ist nicht nebensächlich: Beim Gespräch in der

Begehung bedienen sich Teilnehmer*innen mehr der Alltagssprache und den damit verbundenen Chiffren, die sie als Expert*innen ihres spezifischen Alltags vor Ort ausweisen. Wenn Fachkräfte auf die Frage, wer an bestimmten öffentlichen Orten eben gerade nicht zu finden ist, antworten: „*All die Menschen, die was zu tun haben, die triffst du an all diesen Plätzen nicht*“ [FK_L_1_3] oder einzelne Anwesende als „*Herren mit Bierflaschen*“ [FK_L_1_3] typisiert werden, zeigt sich ein bestimmtes Bild. In der anschließenden Beratung kann dieses Bild aufgenommen und miteinander entschlüsselt werden:

- Was soll mit der konkreten Formulierung ausgedrückt werden?
- Wird hier ein vorherrschendes Bild wiedergegeben, das die Stadtgesellschaft von diesen Gruppen hat und in dem Stigmatisierungen und Abwertungen mitschwingen?
- Mit welchem Ohr, mit welchem eigenen Filter hören die Anderen diese Beschreibungen?
- Haben die benannten Gruppen wirklich „nichts“ zu tun oder könnten sie beispielsweise aufgrund von Arbeitslosigkeit paralysiert sein?
- In welchem Zusammenhang stehen diese Gruppen mit Bildern Jugendlicher über das soziale Miteinander?
- Was wissen wir von den Dingen, die diese Gruppen eben doch zu tun haben – und was von den Dingen, die sie beschäftigen?
- Wenn wir nicht so viel wissen, sollten wir dann etwas darüber herausfinden? Wie können wir das anstellen?

Durch die Aufnahme und die wortgetreue Dokumentation von Aussagen in der Sozialraumkarte lassen sich spezifische Formulierungen und Erzählungen fassen. Sie geben detailliert Aufschluss darüber, wie ein Ort und seine Nutzer*innen betrachtet

werden und welche Bilder, welches lokal selbstverständliche Wissen rund um den Ort besteht. Es zeigen sich unterschiedliche Ebenen, auf denen das Gemeinwesen, die Orte, ihre Nutzer*innen wie auch Beobachter*innen im Alltag politisch werden und politische Deutungen aushandeln. In der Begehung werden diese Wissensbestände aktiviert und verbalisiert. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, diese im späteren Beratungsprozess aufzugreifen und weiter daran zu arbeiten.

Auch biografisch möglicherweise relevante Figuren von Identität und Habitualisierung, die spezifisch für den Alltag vor Ort sind, lassen sich im Rahmen der Begehungen erkennen: *„Zu DDR-Zeiten sind ja hier tagtäglich tausende Menschen umgestiegen zu ihren Arbeitsplätzen. Da waren ja auch tausende Busse mit was weiß ich, den Bergwerkern. Und da sind die alle hier um die Mittagszeit für die Bockwurst und Bier und so gekommen“* [FK_L_1_1]. Diese Aussage einer Fachkraft aus einer der Begehungen gibt Hinweise auf ein Gemeinwesen, in dem „das Gute“ für einen Teil der Bewohner*innen nicht mehr vorhanden scheint. Es ist in der Vergangenheit verortet und die Menschen finden sich in einem Alltag wieder, dessen frühere Struktur – ein kollektives Arbeitsleben im Gemeinwesen – so nicht mehr besteht. Bestandteile dieses „gut“ erlebten Gemeinwesens sind öffentlicher Raum, der sich tatsächlich auch mit dort lebenden und arbeitenden Menschen füllt, die Prägung durch eine bestimmte Branche und Rituale des Alltäglichen.

In der Aussage sind spezifische Bilder von Arbeit enthalten – von körperlicher, wertiger Industriearbeit und von soziokulturellen Möglichkeiten wie nahe gelegene und dicht flankierte Gastronomieangebote als Treffpunkte, sogar von ‚normalem‘ Essen: Bockwurst und Bier. Diese Bilder stehen als Identifika-

tionsangebot und -referenz im Sozialraum zur Verfügung – als Verständnis davon, was hier üblich ist (bzw. war), um dazuzugehören. Man kann annehmen, dass solche Erzählungen auch bei jungen Menschen, die diese Zeit gar nicht erlebt haben, eine Wirkung erzeugen. Vor allem dann, wenn hierüber in ihrem Umfeld Gefühle von Nostalgie und Melancholie erzeugt werden. Sie können ein regelrechter Erfahrungstrichter sein, durch den junge Menschen ihre aktuellen Erlebnisse deuten und z. B. feststellen, dass „hier nix mehr los ist“, oder dass „alles hier zugemacht wird“.

Die durchgeführten Sozialraumbegehungen, die in einer frühen Phase der Beratungsprozesse stattfanden, haben dazu beigetragen, einen Grundton für Themen des Politischen in der Gestaltung der Gemeinwesen vor Ort herauszuarbeiten. Sie haben damit eine zentrale Qualität für Erkundungsprozesse im Handlungsfeld. Wenn Fachkräfte bei einer Begehung z. B. die Potenziale eines leer stehenden, abgetrennten Gebäudeteils einer öffentlichen Einrichtung beschreiben und dabei die wahrgenommene Unbeweglichkeit in der Frage einer Wiederaufnahme der Nutzung mit „*dann ist das halt so*“ kommentieren, zeigt sich darin eine gewisse Abgeklärtheit oder sogar Resignation, die einer professionellen sozialarbeiterischen Haltung zunächst widerspricht. Indem der spezifische Ort aber ein Beispiel für eine Situation liefert, in der sich praktische Konflikte der Fachkräfte widerspiegeln, entsteht auch die Möglichkeit zur Auseinandersetzung. Solche Äußerungen bieten in den Beratungsprozessen Anknüpfungspunkte, um den Hintergrund dieser Wahrnehmung von Stagnation eingehender zu besprechen.

Für Fachkräfte kann der Austausch und das reflektierende Nachfragen der Berater*innen dazu beitragen, dass sie selbst

und ihre Position wieder im größeren sozialräumlichen Kontext betrachten.

- Wie tragen die schwierigen Umfeldbedingungen, unter denen die tägliche Arbeit vor Ort bewältigt werden muss, dazu bei, dass sich Fachkräfte instrumentalisieren lassen und Anforderungen nicht kritisch zurückweisen?
- Wie kommt es, dass sie auch an anderen Stellen schnell Widerstände und Frust vermuten und daher seltener ernsthaft versuchen, Kritik und Veränderungsvorschläge anzubringen, obwohl es sich lohnen könnte?

In den Sozialraumbegehungen deuteten sich auch Hinweise auf problematische Alltagserfahrungen von Adressat*innen auf, die den Beteiligten gar nicht (mehr) so zweifelhaft erscheinen. An mehreren Standorten benannten Fachkräfte z. B. in ihren Beschreibungen von öffentlichen Plätzen, dass diese videoüberwacht seien. Diese Tatsache wurde jedoch eher als Randnotiz bzw. als Selbstverständlichkeit formuliert und nicht weiter kritisch-reflexiv thematisiert. Alle hatten sich scheinbar daran gewöhnt und auch im Sozialraum dominierte eine Perspektive, die in der Videoüberwachung eine Notwendigkeit für Ordnung und Sicherheit sieht – und kein Problem in der Überwachung und potenziellen Kriminalisierung bestimmter Nutzer*innen. Hier kann insbesondere das Beratungsteam aus der Außenperspektive die Fachkräfte mit entsprechenden Beobachtungen konfrontieren und zu einer gemeinsamen kritischen Befassung mit solchen vermeintlichen Selbstverständlichkeiten anregen. Aber auch die Fachkräfte selbst können in der Nachbereitung auf solche Dinge stoßen – etwa, wenn sie die Aussagen erneut in verschriftlichter Form lesen und so eine erweiterte Perspektive und kritische Distanz dazu aufbauen. Auf diese Fragen kann im Laufe des Prozesses eingegangen und gemeinsam nach

Möglichkeitsräumen und Stärkungen der eigenen Handlungsfähigkeit gesucht werden.

Sozialraumportraits

Im Rahmen des Projektes sind an unterschiedlichen Standorten Sozialraumportraits entstanden. Ziel der Portraits war erstens die systematischere Erfassung der Situation vor Ort als Lebenswelt junger Menschen und zweitens die pädagogische Fokussierung beim Umgang mit den bestehenden Problemen. Sozialraumportraits erlauben, ein detaillierteres Bild davon zu entwerfen, „wie es denn hier ist“. Die Grundannahme dabei ist, dass es bei der Auseinandersetzung mit politischen Dynamiken vor allem auf die sozialen Rahmenbedingungen ankommt, in denen sie entstehen.

Für die Portraits wurden verschiedene Materialien verwendet. Neben quantitativen Sozial- und Infrastrukturdaten wurden auch Zeitungsartikel und Quellen gesichtet, in denen über die Quartiere und ihre Geschichte berichtet wurde. Auf diese Weise konnten neben objektiven Daten auch Beschreibungen des Sozialraums in die Portraits einfließen, die den Fachkräften bisher eventuell unbekannt waren oder als weniger relevant für die eigene Praxis eingestuft wurden.

Die Sozialraumportraits wurden mit externer Unterstützung angefertigt und ermöglichen eine gewisse Übersicht über die Sozialräume. An einem Standort wurden Strukturdaten zur Bevölkerungsverteilung sowie zu geschichtlichen und politischen Aspekten zusammengestellt. An einem anderen Standort wurde mit Unterstützung eines Humangeografen ein Portrait erstellt, das vor allem die historische Entwicklung des Sozial-

raums unter die Lupe nimmt und hierfür Berichte aus den letzten 30 Jahren in der örtlichen Lokalpresse untersucht und abbildet: Welche Konflikte und Problemdeutungen wurden tradiert? Welche Problemlösungen wurden angestrebt und wie wurden sie jeweils im öffentlichen Diskurs verhandelt? Die Darstellung der historischen Entwicklung des Stadtteils bot verschiedene Anknüpfungsmöglichkeiten für die Beratungsprozesse. So zeigten sich Fachkräfte einerseits davon überrascht, dass Konflikte um Migration, die ihnen in ihrem Alltag relativ akut und einzigartig entgegneten, letztlich eine gewisse Kontinuität in den Erzählungen über den Stadtteil aufweisen.

Gegenstand war ein ehemaliges, in der DDR erbautes Neubaugebiet mit typischen Plattenbauten und einer ebenfalls recht typischen Entwicklung nach 1990: vom Wegzug der Bewohner*innen und Prestigeverlust bis hin zur Stigmatisierung von Plattenbaugebieten durch den Wandel der Bewohner*innen-Milieus und den Zuzug von eher einkommensschwächeren Familien, die auch sozial benachteiligt sind. Der Unmut über die Veränderungen bei den Bewohner*innen, die einst dachten, mit ihrer modernen Neubauwohnung in einem prestigereichen Wohnviertel sozial gesichert zu sein, mündet in Frust über die als Abstieg empfundenen Entwicklungen. Auch die Sozialdaten sprechen dafür, dass der Abstieg nicht nur so empfunden wird, sondern für einige Bewohner*innen eine Tatsache ist. Dabei hat seit den 1990er Jahren vor allem der Zuzug von zugewanderten Bewohner*innen bzw. sogenannten Spätaussiedler*innen für Unmut gesorgt. Im Laufe der Zeit wurden diese Gruppen zwar immer ‚normaler‘ für den Stadtteil, es kamen aber auch neue dazu: 2015 überwiegend Geflüchtete und später Arbeitsmigrant*innen aus EU-Ländern, die der Bevölkerungsgruppe der Roma zugeordnet werden. Wiederholt wurde der Umgang mit „den Neuen“

auch medial als Ausnahme beschrieben, mit der die Stadt nun zu kämpfen habe. Dabei ist Migration im Stadtteil seit über 30 Jahren fester Bestandteil und somit gelebte Normalität.

Für die Sozialraumportraits wurden auch Daten zur Bevölkerungsentwicklung, zum Wahlverhalten der Menschen und zu Selbstinszenierungen auf Social Media herangezogen. An einem dritten Standort wurde eine in Entstehung befindliche Sozialraumanalyse in die Beratungsprozesse eingebunden. In der Analyse selbst wurden Strukturdaten gesammelt, Expert*innengespräche mit Fachkräften und anderen Personen sowie Interviews mit Jugendlichen im Sozialraum geführt. Es gibt demnach drei hilfreich erscheinende Formen von Sozialraumportraits, die die Prozessbegleitung im Handlungsfeld unterstützen. Diese sind a) die Sammlung ausgewählter Sozialdaten in Kombination mit weiteren politisch, historisch und kulturell relevanten Artefakten zum Sozialraum, b) die Analyse sozialer und politischer Diskurse über lokale Medien und c) die partielle Nutzung bestehender quantitativ-qualitativ erhobener Sozialraumanalysen.

In ihren unterschiedlichen Formen stellen die Sozialraumportraits eine Zusammenschau von Daten bereit, auf die sich im Begleitprozess, aber auch in der alltäglichen Arbeit – etwa bei Planungen oder strategischen Überlegungen – bezogen werden kann. Sie verhelfen dazu, den kleinen Praxisausschnitt, der sich den Fachkräften in ihrem Alltag bietet, jeweils in das größere Ganze einzuordnen: in die soziale und politische Gemengelage des Sozialraums. Die eigenen Beobachtungen werden sozusagen auf eine höhere gesellschaftliche Ebene gehoben und bleiben dabei dennoch spezifisch am Sozialraum und an seinen Besonderheiten orientiert.

Orte des Politischen

Die Arbeit mit Begehungen und Portraits zeigt, dass das Projekt einem sozialräumlichen Ansatz in der demokratischen Bildungsarbeit folgte. Die Ausgangsannahme war: Um die politischen Haltungen der eigenen Adressat*innen zu rekonstruieren und mit dem Ziel demokratische Bildungsprozesse zu ermöglichen, können sich Fachkräfte nicht auf die Beobachtungen beschränken, die sie in ihren Einrichtungen und Institutionen machen, sondern sie müssen den Blick weiten:

- Welche Erfahrungen machen Jugendliche im Sozialraum?
- Mit welchen Themen werden sie konfrontiert?
- Welche Themen machen sie selbst sichtbar?

Haltungen – auch Ablehnungshaltungen – haben je nach Rolle und Kontext unterschiedliche individuelle Funktionen und betten sich je nach Situation mehr oder weniger in die bestehende Normalität ein (→ siehe auch Band 1 und 2). Auch die Dimension des Raumes ist hier von Bedeutung. In verschiedenen Räumen können Haltungen vielfältige Funktionen und unterschiedliche Konsequenzen haben – auch abhängig davon, was in diesen Räumen als üblich und ‚normal‘ gilt. Insofern stellen Plätze im Sozialraum sowohl *Orte des Politischen im Alltag* als auch *Orte der Politisierung des Alltags* dar. Dies wurde auch durch die Beispiele, welche von den Jugendarbeiter*innen genannt wurden, immer wieder deutlich. Manche Ort wie Unterkünfte für geflüchtete Menschen sind immer schon und vor allem seit 2014 politisch umkämpft. Andere Orte wie Marktplätze wurden im Rahmen der Pandemie in besonderer Weise als Versammlungsplätze politisiert. Dabei gibt es aber viel mehr Räume, welche politisch geframt sind. Zu einem Park führte eine Teilnehmerin Folgendes aus: „Also der Park hat schon immer einen

schlechten Ruf. [...] Also ich habe noch nie eine positive Aussage zu dem Park gehört. Ich glaube, das brennt sich einfach so fest, in den Köpfen, und dann wird das irgendwie mit immer wieder neuen Geschichten, vielleicht, die gerade aktuell sind, dann bestückt“ [FK_L_1_3]. Entsprechend zentral sind solche Orte für die Gestaltung sozialarbeiterischer Praxis: Sie sollte sich dafür interessieren, in welchen Arenen politische (Selbst-)Bildungsprozesse junger Menschen stattfinden, und davon ausgehend eigene Ansätze zur Gestaltung und Rahmung finden (→ siehe Band 1 und 6). Es geht daher nicht nur darum, zu erkunden, wo die Kulminationspunkte im aktuellen (lokal-) politischen Geschehen zu finden sind: *„das ist jetzt hier der Montagstreffpunkt, oder Ausgangspunkt für die Spaziergänge“* [FK_L_1_1].

Es ist davon auszugehen, dass Erzählungen und vorherrschende Bilder von Orten potenziell auch in die Erfahrungsbestände von Jugendlichen eingehen. Wenn beispielsweise ein Park als „No-Go-Area“ bekannt ist, geschieht dies, auch wenn Jugendliche diese Räume nicht selbst nutzen oder sich an ihnen aufhalten. Bestimmte räumliche und architektonische Anordnungen an Plätzen – *„die Mülleimer haben sie weggemacht, die Bänke haben sie weggemacht“* [FK_L_1_1] – beeinflussen, ob und wie sich junge Menschen oder andere Gruppen diese Plätze aneignen und wie sie in dieser ‚wildern‘ – also nicht sozialpädagogisch geformten – Arena miteinander interagieren können. Hier spielt die Nahversorgung mit Snacks ebenso eine Rolle, wie der Transfer nach Hause und das „sehen und gesehen werden“ auf Marktplätzen, an Bushaltestellen oder vor der Jugendeinrichtung. Genauso wichtig sind aber abgeschiedene Räume, die weniger reguliert werden können und in denen man „unter sich“ sein kann (→ siehe Band 7). Das „Politische“ und damit die politischen Herrschaftsverhältnisse, die Formen ihrer Herstellung

und die daraus hervorgehenden Anforderungen an Jugendliche im Gemeinwesens werden hier greifbar. An den Orten zeigen sich die gesellschaftlichen Themen, die auch in alltäglichen Erzählungen aufscheinen, sich in Konflikten entladen oder in Aneignungsdynamiken übergehen. Hier werden (Jugendliche) Interessen kommuniziert und findet Vergemeinschaftung oder auch Ausschluss statt. An diese Orte vorzudringen, lässt Ideen der Fachkräfte vor Ort neu und relevant erscheinen: *„Man müsste Tankstelle mit Sozialarbeit verbinden, weil du könntest die Leute gleich hinten zum Gespräch reinbitten“* [FK_L_1_3].

Als politische Orte sind damit z. B. auch solche zu verstehen, die gewissermaßen Bühnen im Sozialraum bieten – wie ein Fast-Food-Restaurant an einem Projektstandort, das für Jugendliche zum Treffpunkt wird: *„Die kommen hierher, essen ihr Ding, und treffen sich, und sitzen ein bisschen hier zusammen drinnen. Und dann sind es aber wirklich mehr die, die mit Auto, die Älteren, die das dann eher hier nutzen als Treffpunkt“* [FK_L_1_3]. Hier verbringen junge Menschen nicht nur ihre Zeit, um Burger und Pommes zu essen. Sie gehen auch davon aus, auf andere Leute zu treffen. Es geht ums Sehen und Gesehen werden. Jugendliche unterlaufen die von der Gastrokette intendierte Funktion, dass Besucher*innen ihren Platz relativ schnell wieder räumen (Fast Food), indem sie auf dem Parkplatz sogar eigens mitgebrachte Klappstühle aufstellen und ihre Verweildauer so ausdehnen. Jugendliche bewegen sich dabei in einer privatisierten Öffentlichkeit. Sie sind gezwungen, privatisierte Räume als Treffpunkte zu nutzen, weil die Freund*innen oder einfach relevante peers auch hier sind. Auch wenn es gerade nicht den Anschein hat, können sie hier aus einem privaten Interesse heraus verdrängt werden. Daher brauchen sie umso mehr nicht-privatisierte öffentliche Räume als Bühnen. Häufig werden sie aber auch von

diesen Plätzen Märkten, Bushaltestellen, Sportstätten, Parks usw. vertrieben. Wenn sich junge Menschen in der Öffentlichkeit inszenieren können, enthält das Aspekte von politischer Teilhabe. Kommt es an diesen Orten hingegen zu Verdrängungen, so wird eben auch das Recht auf diese Bühne und die Art der Inszenierung beschnitten (Alkohol trinken, laut sein, Müll hinterlassen). So beschreibt eine Fachkraft bei einer Begehung: *„Hier hinten war halt früher auch eine Halfpipe. Und die haben sie aber abgebaut, weil die Anwohner sich so beschwert haben. Das war immer zu laut“* [FK_L_1_3].

Erkundungen ermöglichen es, politischen Stimmungen und politisch relevanten Orten auf die Spur zu kommen. Ein Beispiel für solche Stimmungen liefert das Statement einer Fachkraft zur Präsenz geflüchteter Menschen im eigenen Sozialraum: *„Viele Familien, die in der Zeit hier angekommen sind, sind mittlerweile, glaube ich, nicht mehr da. [...] Und die wollten fast alle woanders hin. Also zu Verwandten, zu Freunden [...] oder in andere Gegenden, wo es irgendwie netter ist, wo man willkommener ist“* [FK_L_1_3]. Ein Beispiel für die Identifizierung politisch-historischer Orte stellt z. B. der Hinweis auf einen *„Gedenkstein für den jüdischen Friedhof“* [FK_L_1_3] dar. Diese Orte sind relevant, da sie für die Art und Weise stehen, wie das Politische aktiv und bewusst thematisiert oder eben entthematziert wird. Die unterschiedlichen weiter oben benannten Alltagsorte sind ebenfalls relevant. Verbunden mit alltäglichen Praxen und Konflikten prägen sie den Erfahrungshorizont junger Menschen. Sie werden nicht als politisch oder demokratisch relevant erachtet, aber an ihnen entstehen die subjektiven und kollektiven Erzählungen zum Alltag, an die im Rahmen demokratischer Bildungsarbeit angeschlossen werden kann.

3. Erzählungen als Ausgangspunkt der Arbeit an demokratieablehnenden Haltungen

Orte generieren im Gemeinwesen bestimmte Erzählungen oder werden auf eine mehr oder weniger politische Art in Erzählungen eingewoben. Ein Besuch dieser Orte kann die damit verbundenen Erzählungen transparent und bewusst machen. Andere Möglichkeiten, bestehenden Erzählungen als Reflexion und Positionierung im eigenen Alltag im Rahmen der Prozessbegleitung auf die Spur zu kommen und diese zu teilen, werden im Folgenden behandelt.

Erzählcafés – Sichtbarmachen und Prüfen fachlicher Gewissheiten und Zweifel im Erzählen und Zuhören

„Erzählcafés sind niederschwellige Bildungsanlässe, in denen ein Stück Alltagsgeschichte der Teilnehmenden anhand ausgesuchter Themen beleuchtet wird. Über die individuelle Geschichte hinaus kommen dabei die politischen, sozialen, religiösen und kulturellen Bedingungen im Wandel der Zeit zum Vorschein. Das bietet die Chance, gesellschaftlich-politische Vorgänge und ihren Niederschlag im Leben „kleiner Leute“ zu verfolgen“ (Kohn/Caduff 2010, S. 193).

Oft werden Erzählcafés in der Arbeit mit älteren Menschen als Form der Biografiearbeit eingesetzt. Aber auch in der Quartiersarbeit oder in Kontexten interkultureller Begegnungen können sie aufgrund ihres Potenzials genutzt werden, um individuelle Erfahrungen und Perspektiven sichtbar zu machen und Verbindungen zwischen unterschiedlichen Menschen offenzulegen und zu stiften.

Der Zugang ist niedrigschwellig: Menschen erzählen anhand einer Leitfrage oder eines Eingangsimpulses – der z. B. auch ein Gegenstand sein kann – ihre persönliche Geschichte, während die anderen zuhören. Im Projekt ging es um biografische Erzählungen von Fachkräften zum Aufwachsen, Leben und Arbeiten in der jeweiligen Region. Die erzählende Person setzt dabei selbst die Schwerpunkte und entscheidet, was ihr diesbezüglich wichtig und erzählenswert erscheint. Dabei steht keine möglichst objektive Rekonstruktion von historischen oder aktuellen Ereignissen im Vordergrund. Vielmehr geht es um die persönliche Sicht und die Erfahrungen der anwesenden Personen vor dem Hintergrund dieser Ereignisse: Wie machen sie sich einen Reim darauf? Und welche Auswirkungen hatten und haben die Ereignisse auf sie als Persönlichkeit? Bei einem Erzählcafé handelt es sich aber um ein öffentliches und organisiertes Erzählen, das sich vom anekdotischen Erzählen in eher geschützten, alltäglichen Zusammenhängen unterscheidet. Sowohl der Ort, die Gruppendynamik und der Bekanntheitsgrad als auch die gestellten Fragen nehmen Einfluss auf das Erzählte. Diese Rahmung kann dazu führen, dass eben nicht nur bereits Gewusstes reproduziert wird, sondern dass Erinnerungen überhaupt erst geweckt und Dinge durch das Erzählen in einen neuen Zusammenhang gebracht werden. In einer solchen Auseinandersetzung mit eigenen und anderen Geschichten werden zentrale Reflexions- und Bildungsprozesse angestoßen. Es kommt zu Erfahrungsaustausch, Bilder zum Erzählten werden differenzierter vielleicht auch klarer. Die Rolle der Erzähler*in bekommt eine neue Bedeutung. Das Setting enthält keine moralischen Appelle an Haltungen. So berichtet eine Fachkraft beispielsweise über diffuse Situationen der Jugendarbeit unter Pandemie-Beschränkungen. Beschrieben werden Unklarheiten im Hinblick auf den Umgang

mit Erkrankungen im Team, aber auch auf die Kommunikation mit den Adressat*innen, die erklärten „*Das haben sie im Westen. Nee, in China*“ [FK_I_7_1] und der Fachkraft in der neuen Situation vorhielten: „*Man, was willst du denn? Mach die Bude auf, uns ist kalt*“ [FK_I_7_1]. Dabei gerät die Fachkraft in ein Dilemma zwischen Einhaltung der einschränkenden Vorschriften und der Notwendigkeit, in Kontakt zu bleiben: „*Einerseits musst du sagen, du willst hinaus, du willst zu den Jugendlichen draußen [...], aber wiederum hast du auch eine Art [Schutzauftrag mit Kontaktbeschränkung], ja, du bist zweigeteilt*“ [FK_I_7_1].

Die Erzählcafés bestanden aus den folgenden Schritten:

- 1 Auswahl der Themen und Teilnehmer*innen
- 2 Auswahl der Fragestellung
- 3 Einführung der Teilnehmer*innen in die Methode
- 4 Dokumentiertes Erzählcafé mit Audioaufnahmen
- 5 Verschriftlichung und Systematisierung der Aufnahmen
- 6 Individuelle Reflexion in der Gruppe
- 7 Ableitung von Fokusthemen und Festlegung von Handlungsstrategien

Bei der Übertragung der Methode in den Fachkontext stand der vergemeinschaftende Aspekt im Vordergrund. Im Gegensatz zu anderen Beratungsstandorten existierte in einem Sozialraum bisher nur ein eher loser Kreis von Fachkräften und Engagierten, die sich anlassbezogen mit Themen der Demokratiewerkarbeit vor Ort auseinandersetzten. Eine moderierte Begleitung sollte Fachkräften die Möglichkeit geben, sich weniger als Einzelkämpfer*innen zu fühlen und Gelegenheiten für einen gezielteren fachlichen Austausch schaffen. Mit den Erzählcafés sollte hierfür ein Grundstein gelegt werden.

Zugleich sollte das Potenzial der Methode für Wissensüberlieferung, (Selbst-)Reflexion und das Aufdecken vorhandener politischer Themen im Alltag genutzt werden. Die Teilnehmer*innen wurden eingeladen, über ihren Alltag vor Ort und von ihrer Arbeit zu berichten. Leitfragen dazu waren z. B., ob die Betreffenden schon immer hier wohnen, wo sie eventuell mitwirken oder Teil von etwas sind und wie sie die Region charakterisieren würden. Zu einem weiteren Erzählcafé unter derselben Fragestellung wurden Fachkräfte und Engagierte aus der Migrationssozialarbeit eingeladen. Da viele politische Auseinandersetzungen und Debatten vor Ort um das Thema Flucht und Migration kreisten, sollten gezielt ihre Perspektiven und ihre Erfahrungen rund um das Thema gehört werden. Gleichzeitig bot dies für alle Beteiligten neue Potenziale für Vernetzung und Austausch zu diesen Themen.

Professionelles Wissen: Erzählcafés als Möglichkeit des Wissenstransfers

Erzählcafés bieten einen besonderen Raum für Austausch. Durch die Art des Erzählens über den Alltag und die Arbeit vor Ort boten sich in den Erzählcafés unterschiedliche Möglichkeiten für die Fachkräfte, am Kontextwissen der Kolleg*innen teilzuhaben. So kamen in den persönlichen Erzählungen verschiedene Beobachtungen und fachliche Deutungen im geteilten Lebensweltbezug zur Sprache. Es zeigten sich Veränderungen im jugendlichen Freizeitverhalten, aber auch in der Wahrnehmung ihrer sozialen Zusammenhänge und politischen Verortungen:

„[So] wie der Entwicklungsstand ich sage mal, die die Lehrstellen haben, die die bis abends um viertel elf in der Haltestelle saßen,

gibts da im mobilen Bereich auch eine massive Veränderung, die jetzt auch schon mindestens zehn Jahre alt ist [...] Du konntest hingehen an einen Ort um 16 Uhr, da habe ich die und die getroffen und am nächsten Tag wieder. Heute ist im Prinzip sehr viel Fluktuation. Man trifft sich unverbindlicher. [...] Sicher auch durch die Medien, WhatsApp, Handy, 18 Uhr hier oder dort, Netto oder wie und dann auch ist man ja auch viel in die Wohnung oder so gezogen, also da ist immer einer oder zwei dabei [...] die haben dann vielleicht schon eine Wohnung. Dass man dann in Wohnungen geht und die Gruppen sind auch wesentlich, nochmal ganz so, das war damals richtig auszumachen, so zwischen rechts und links, [...] eine oder zwei Gruppen, die waren mehr auf der linken [...] Alternativ. Und die anderen, [...] da wusstest du schon, wenn du hinkamst, Musik entsprechend, ja Krawall [...] und in den letzten 15 Jahren ist das wirklich nicht mehr so erkennbar“ [FK_I_7_1].

Die beschriebenen, sich überlagernden Veränderungen fordern die Fachkräfte heraus und können im Anschluss gemeinsam in ihrer Komplexität diskutiert werden. Es wurden auch Ausführungen zu weiteren Dynamiken, zu Strukturen und Institutionen im Sozialraum gemacht. Ihre inneren Logiken wurden so transparenter und nachvollziehbarer. Eingebettet in Alltagserzählungen wurde berichtet, wie mit Ablehnung und Ausgrenzung in der eigenen sozialpädagogischen Praxis umgegangen wird und welche Schwierigkeiten dabei auftreten – aber auch, was gut und zugleich ambivalent funktioniert: *„Wir haben damals im Jahre 2015 mit der Flüchtlingsgeschichte relativ, also sehr gute Erfahrungen gemacht, auch spannende Erfahrungen, es sind damals Jugendliche, wieder Jugendliche weggeblieben, die bis zum Tag, bis zum Ende 15, 16 waren regelmäßig da und auf einmal wussten die, ach jetzt haben wir hier mehr Jugendliche oder auch mehr Ausländer und Migranten, die zu uns kommen*

*ohne was zu fragen und erstmal nur dasitzen und dann sind die weggeblieben“ (FK_I_7_1). Das Erzählte kann hilfreich sein, weil die beteiligten Fachkräfte Erfahrungen dazu in Beziehung setzen können. Erweiterte Perspektiven können davon ausgehend die eigene Praxis anreichern und das Erfahrungswissen in der Gruppe differenzieren. Schließlich bieten die Schilderungen auch die Möglichkeit, dass Anwesende neue Perspektiven auf Themen und auf ihre eigenen Adressat*innen erlangen, die in den Erzählungen vielleicht in einem ganz anderen Licht oder vor dem Hintergrund abweichender Alltagsherausforderungen beschrieben werden.*

Qualifizierungsdimensionen und Praxisaufwertung: Erzählcafés als (Selbst-)Reflexion

Im Format der arrangierten Erzählungen im Erzählcafé steckt ein besonderes Potenzial für gemeinsame Reflexions- und Selbstreflexionsprozesse. Für Außenstehende lässt sich anhand des Gesagten die innere Entscheidungsfindung der berichtenden Person nachvollziehen. Diese kann dann auch gemeinsam diskutiert werden: Hätte ich die gleichen Schlüsse daraus gezogen? Welche weiteren Optionen gibt es? Nicht nur den Zuhörer*innen zeigen sich durch das Gesagte Zusammenhänge. Auch für die sprechende Person birgt die Form des Erzählens und die damit verbundene Dynamik das Potenzial, eigene Gedankengänge neu zu erkunden und zu artikulieren. Das Ziel, mehr oder weniger spontan eine schlüssige Geschichte zu präsentieren und diese damit biografisch und fachlich rekonstruieren zu müssen, eröffnet Reflexionsräume: Hier ist es möglich, auf vorher unvermutete Themen zu stoßen und Zusammenhänge herzustellen, die den Erzählenden bislang nur zum Teil präsent waren.

Bei der Übertragung der Methode in Fachkontexte hat sich gezeigt, dass Erzählcafés den Blick für das schärfen, was teilweise unsichtbar bleibt, wenn sich Fachkräfte vordergründig nur über politische Entwicklungen im Sozialraum austauschen. In jenen Fällen erlangen die „von außen“ kommenden Berater*innen – aber auch die Fachkräfte vor Ort – ein Bild, das vor allem von sichtbaren Phänomenen, aber nicht von hintergründigen Wirkmechanismen, geprägt ist. In den Erzählungen der Fachkräfte kommen aber Aspekte zur Sprache, die ein differenzierteres Bild ermöglichen und als Ressource für die Arbeit mit Adressat*innen genutzt werden können.

Dabei reicht die Palette von Themen ‚unter der Oberfläche‘ bis hin zu Verbundenheiten mit dem Sozialraum. Um mögliche Differenzierungen sichtbar und Handlungsräume transparent zu machen, vergleicht eine Fachkraft an ihr Arbeitsfeld gestellte Bildungsaufträge mit eigenen biografischen Erfahrungen von politischer Haltungsentwicklung: *„Das heißt diejenigen, die Ahnung hatten, die Lust hatten, die eine Meinung hatten, die sich bilden wollten, die haben sich die Plätze gesucht, zu denen sie passen. [...] Also wir haben die Bildung durch das Durchdenken der Geschichte gehabt, oder wir [...] haben ein Konzentrationslager besucht, also sowas ist ja prägend. Deswegen kann ich es zum Beispiel nachvollziehen, das war ja auch jetzt wieder in der Diskussion, dass eben gesagt wurde, jede Klasse sollte eben auch wirklich einmal in so ein Konzentrationslager gehen. Um das zu sehen, um das nicht zu vergessen, um das nicht zu vereinfachen im Kopf. [...] Wir haben damals aber auch nicht diskutiert und ich glaube auch, dass die Jugendlichen heute auch nicht diskutieren und dass die es auch nicht gelernt kriegen zu diskutieren, denn meiner Erfahrung nach geht es um Funktionalität. Es geht ganz vorrangig um Funktionalität, in allen Lebens-*

bereichen. Vor allem in der Schule geht es um Funktionalität, um lernen und ausspucken“ [FK_I_6_1].

Einen Beratungsprozess, der diese Erfahrungen aufgreift, können Fachkräfte Unterstützung empfinden, weil sie hier Kolleg*innen mit ähnlichen Haltungen und Perspektiven treffen, Solidarität und Handlungsbefähigung erfahren. Gleichzeitig besteht eine gewisse Gefahr darin, dass dieser Rückzugsort Negativperspektiven verfestigt: „Hier ist alles schrecklich und wir können nichts verändern“. Sein kritisch-kontroverses Potenzial kann auch verloren gehen, wenn sich die Beteiligten aufgrund ihres intensiven Wunsches nach kollegialer Unterstützung und Solidarität keine Kritik und abweichenden Sichtweisen auf Fälle und Situationen zumuten wollen. Ist die Stimmung vorherrschend: „Lasst uns das Fass jetzt nicht auch noch aufmachen“, wird der besondere Raum der Beratung nicht mehr für ein notwendiges kritisches Reiben an fachlichen Perspektiven der Einzelnen genutzt.

Es hat sich gezeigt, dass die Methode von einigen Fachkräften begeistert angenommen und auch auf die eigene Arbeit mit Jugendlichen übertragen wurde. So nahmen Teilnehmer*innen die Idee zum Anlass, eigene Erzählcafés mit jungen Menschen im Rahmen von bestehenden Freizeitangeboten und von Gruppensequenzen bei geplanten Camps durchzuführen. Die oben beschriebenen Qualitäten bieten auch in diesem freiwilligen Kontext die Möglichkeit, Räume des Zuhörens, des Austausches und des neu In-Beziehung-Gehens zu schaffen.

Vor dem Hintergrund der Corona-Einschränkungen und der Beobachtung, dass junge Menschen und ihre Bedürfnisse in der Pandemie tendenziell noch weniger gehört wurden als vorher,

schiene die Erzählcafés eine geeignete Plattform zu bieten, bei der die Perspektiven der Jugendlichen auf eine besonders wertschätzende Art und Weise Gehör finden konnten. Gleichzeitig ist die Methode voraussetzungsreich und benötigt eine belastbare Beziehung. Nicht alle können und wollen ihre Sicht auf die Dinge als Monolog vor einer Gruppe von Menschen vortragen. Manchmal braucht es mehr Ermutigung und ein Einüben dieses Formats. Plötzlich hat man fünf Minuten Zeit, alles Mögliche, was einem wichtig erscheint, zu erzählen: Das kann manche auch überfordern oder es ist unangenehm, auf diese Weise im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen. Wenn es Fachkräften gelingt, Teilnehmer*innen zu ermutigen und sie beispielsweise mit Nachfragen sowie der Schaffung einer vertrauensvollen Atmosphäre zum Sprechen zu bringen, kann das eine sehr fruchtbare, wertschätzende Erfahrung für junge Menschen sein. Für die Jugendlichen geht es vielmehr darum, ob sie ein Interesse haben, etwas mitzuteilen, was das sein kann und welchen Erzählungen anderer junger Menschen sie zuhören möchten. Aber auch für spezifische Adressat*innen – z. B. von Rassismus, LSBTIQ*-Feindlichkeit oder ökonomischer Prekarisierung betroffene junge Menschen – können geschützte Erzählräume eine Möglichkeit schaffen, der eigenen Perspektive neuen Ausdruck zu verleihen.

Eine zentrale Limitierung der Methode des Erzählcafés besteht darin, dass die Beteiligten gezielt eingeladen werden und dafür ein persönlicher Kontakt bestehen muss. Daher bleibt für Fachkräfte die Aufgabe sich zu fragen: Wie kann man an die anderen herankommen? Eine im Folgenden geschilderte Möglichkeit sind Sozialraumaktionen.

4. Gelegenheitsstrukturen für Austausch und Positionierung

Ziel der Prozessbegleitungen war es auch, mit den teilnehmenden Fachkräften gemeinsam im öffentlichen Raum praktisch aktiv zu werden und dabei mit jungen Menschen in Kontakt zu kommen. Die hierfür umgesetzten Sozialraumaktionen folgen zwei unterschiedlichen Logiken:

- 1** Aktionen mit dem Ziel, junge Menschen in ihrer Lebenswelt aufzusuchen und diese Orte nach einem vorab gefassten Plan ‚umzuwidmen‘: das heißt, neue Begegnung zu ermöglichen und Aktivitäten zur sichtbaren Raumeignung gestalten. Dies kann beispielsweise mit eigenen Aktionen oder im Rahmen von Veranstaltungen im Gemeinwesen gelingen.
- 2** Aktionen mit dem Ziel, Plätze so ‚umzuwidmen‘, dass die Sichtbarkeit politischer Positionen und Interessen junger Menschen im Raum erhöht wird. Jugendliche sind dabei bereits in die Orts- und Themenauswahl sowie in die Planung der Umgestaltung einzubinden.

Sozialraumaktionen: Aufsuchen statt Einladen

Um junge Menschen zu erreichen, besteht ein zentraler Ansatzpunkt darin, sie direkt an den Orten aufzusuchen, an denen sie sich aufhalten. Um hier tatsächlich ins Gespräch zu kommen, müssen passende Gelegenheiten gefunden oder geschaffen werden – denn was sich auf den ersten Blick einfach anhört, ist in der Realität aufsuchender Arbeit voraussetzungsvoll. So halten sich Menschen z. B. in ihrem Alltag häufig an den Orten auf, an denen sie wohnen. Gleichzeitig besteht hier auch ein spezifisches Verständnis von Rückzugsraum und

Privatsphäre. Daher können Kontaktversuche schnell als Eindringen empfunden werden und sogar eher abschrecken.

Teilweise eignen sich besondere Anlässe in den Sozialräumen. Hier sind Menschen eher geneigt, sich auf ein Gespräch einzulassen, politische Themen anzusprechen und ihr subjektives Demokratieverständnis offen zu legen: *„Wir haben zwar dieses Jahr [im Ort] eine Veranstaltung mit dem Vorsitzenden der NPD [...], aber da habe ich keinen Bock drauf. [...] Und ich meine, normalerweise würde ich da auch hingehen und würde mir das zumindest anhören und würde notfalls auch eingreifen, aber das kann ich mir momentan nicht erlauben, weil ich mit Krücken laufe und ich kann dort dann nicht mehr weg. [...] Das ist eine demokratische Partei. Ob ich das auch so sehe, sei dahingestellt. [...] Das sind halt die Nebenwirkungen der Demokratie“* [B_I_2_1].

Auch im öffentlichen Raum sind die Gepflogenheiten und Regeln der Ansprache nicht immer gleich. Denn Menschen bewegen sich mit unterschiedlichen Zielen durch den Sozialraum oder an spezifischen Plätzen, beispielweise verweilen sie, wie bereits angeführt, an Spielplätzen und eignen sich diese Orte zu eigenen Zwecken an: *„Also da hat man zum einen Eltern mit Kindern, aber dann eben auch [...] eine ganze Menge, vor allem Herren mit Bierflaschen oder auch anderen Sachen“*. Es kann davon ausgegangen werden, dass die „Eltern“ oder „Herren“ irritiert sind, wenn sie plötzlich von sich und ihrem Alltag erzählen sollen, dass sie dafür nicht unbedingt Zeit haben und mit Abwehr reagieren. Gleichzeitig können sie auch bereit sein, sich darauf einzulassen, und in prägnanter Weise ihre Weltsicht zusammenfassen. Im Rahmen eines zufällig entstehenden Gesprächs äußert sich beispielsweise eine Person, die im Stadtzentrum auf einer Bank sitzt, wie folgt: *„Die gan-*

zen Ausländer, die haben alles kaputt gemacht hier, ohne Mist jetzt, wir dürfen uns nirgendwo mehr treffen. [...] Also wir treffen uns eigentlich jeden Tag um die Zeit mal hier, wir wollen die alten Zeiten wieder haben, aber leider wird das halt nichts. Und ihr sucht hier die Jugendlichen, na dann aber viel Spaß“ [FK_L_1_1].

Ausnahmezustand als Gelegenheitsstruktur

Was bewegt mich hier in der Region? Was macht es schön, hier zu sein – für junge Menschen, aber auch für alle anderen? Um im öffentlichen Raum zu unterschiedlichen Fragen und Themen ins Gespräch zu kommen, ist es gut, ein Setting zu schaffen, in dem die Regeln für den Umgang miteinander temporär außer Kraft gesetzt werden. Dies ist z. B. durch Aktionen und experimentelle Interventionen möglich. Im Rahmen von Festen oder durch die temporäre (und vielleicht paradoxe) Umnutzung von Räumen lässt sich so eine Art ‚Ausnahmezustand‘ herstellen, der bewirkt, dass Menschen neugierig werden und bereit sind, sich auf Neues einzulassen. Aber auch Aktionen, die auf ein spezielles Thema wie beispielsweise Rassismus oder LGBTIQ*-Lebensweisen aufmerksam machen, können Anknüpfungspunkte schaffen und Gesprächsbereitschaft erzeugen – sowohl bei denen, die sich für das Thema interessieren, als auch bei denen, die dem Ganzen skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen. Der Ausnahmezustand provoziert eine Reaktion und schafft somit eine Gelegenheitsstruktur für Ansprache und sich daraus entwickelnde Kontakte.

Die konkreten Ideen für die Aktionen kamen an den verschiedenen Standorten unterschiedlich zustande. Ein erster Bezugspunkt waren die gemeinsamen Sozialraumbegehun-

gen und die Frage, welche Plätze aufgrund ihrer Nutzung oder ihrer thematischen Besetzung für eine experimentelle Intervention besonders geeignet wären. Daneben spielte aber auch die Überlegung eine Rolle, welche anstehenden Anlässe – etwa Jahrestage oder bereits geplante Festlichkeiten – für eine entsprechende Aktion genutzt werden könnten. Schließlich ging es um die Frage, was genau bei der Aktion passieren und ob damit auch eine Positionierung zu einem bestimmten Thema verbunden werden soll.

Die Sozialraumaktionen bestanden aus folgenden Schritten:

- 1 Sozialraumbegehung oder Erzählcafés mit Fachkräften
- 2 Auswahl der Handlungslogik sowie des Fokus (Erkundung oder Positionierung)
 - a Aufsuchende Aktion mit extern geplantem Thema
 - b Partizipationsaktion mit einer Einbindung von Jugendlichen von Beginn an
- 3 Auswahl des Themas und des Ortes
- 4 Planung und Umsetzung der (politischen) Aktivitäten
- 5 Parallele Erkundung von Haltungen und Alltagsdeutungen jugendlicher Adressat*innen
- 6 Reflexion der Ergebnisse der Aktion in der Planungsgruppe
- 7 Ableitung von Themen und Handlungsstrategien

Fokus 1: In Austausch kommen – Der Pop-up-Jugendclub

So unterschiedlich, wie die Begleitprozesse an den einzelnen Orten verliefen, so unterschiedlich waren auch die gemeinsamen Aktionen. An einem Standort wurden sie mit einem größeren Familienfest zum 1. Mai kombiniert, das in Kooperation mit einigen freien Trägern und der Stadt umgesetzt wurde. Ziel

war es, nach einer langen Zeit der pandemiebedingten „Funkstille“ mit den Adressat*innen der Fachkräfte einfach wieder ins Gespräch über ihren Alltag und ihr Leben in der Stadt und in der Region zu kommen. Um eine entsprechend einladende Atmosphäre zu schaffen und Menschen auf das Gesprächsangebot aufmerksam zu machen, wurde am Rande der Veranstaltung ein Pop-up-Jugendclub aufgebaut, bestehend aus Sesseln und Hockern aus Pappe, Teppich und Stehlampe. Es gab die Möglichkeit, sich während der Aktion kreativ an der Gestaltung des Jugendclubs zu beteiligen und die Pappmöbel zu verzieren. Eine Mini-Tischtennisplatte und diverse kooperative Geschicklichkeitsspiele sollten außerdem Neugier wecken und zum Mitmachen einladen. Auf großen Sprechblasen aus Pappe konnten Passant*innen lesen: „Lange nix gehört“ und „Komm vorbei zum Quatschen“. So wurde deutlich, worum es bei der Aktion geht.

Es gelang auf diese Weise Menschen anzusprechen und für kurze, aufgezeichnete Gespräche im Papp-Club zu gewinnen. Diese wurden später mit Fachkräften reflektiert. Die entlang der Fragen entwickelten Themen in den Gesprächen waren dezidiert politischer Natur: *„Demokratie ist bei mir sowieso mehr [als] alle vier Jahre mal den Bundestag zu wählen. Das ist mir zu wenig“* [B_1_1_1]. Sie bezogen sich auch umfassend auf gesellschaftliche Dynamiken, Befürchtungen und politische Mentalitäten, hier mit Blick auf Waffenlieferungen im Krieg gegen die Ukraine: *„Normalerweise schweigen alle und sagen dazu nichts mehr, um sich nicht zu erkennen zu geben, aber das ist im Moment ein bisschen anders. Weil der Widerstand gegen solche Dinge schon da ist. Also sie sind alle der Meinung, dass die Reaktion sie herausfordert und dass Deutschland damit ins Fadenkreuz gerät“* [B_1_2_1]. Menschen äußerten sich zum eigenen Engagement, aufgrund

der wahrgenommenen Angebote für junge Menschen. Es gäbe *„leider nicht so viel für Kinder und Jugendliche [...], deswegen sind wir auch im Parlament gerade so aktiv. Wollen da ein paar mehr Plätze schaffen“* [B_I_5_1]. Obwohl die politische Interaktion in den Gesprächen nicht im Vordergrund stand, waren diese Themen häufig schnell präsent und stellen einen jugendarbeiterischen Fundus für die weitere Arbeit dar. Die Perspektive der politischen Intervention wird im folgenden Aktionsfokus noch einmal deutlich herausgestellt.

Fokus 2: Sich positionieren – Die Themenintervention

An einem anderen Standort wurde eine Aktion unabhängig von größeren Festlichkeiten umgesetzt. Anlass war hier in erster Linie die intensive Beschäftigung mit dem Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, das im Beratungsprozess eine wichtige Rolle gespielt hat. Für dessen verstärkte Sichtbarmachung im Sozialraum wollten sich die Fachkräfte vor Ort einsetzen und dazu vor allem mit jungen Menschen ins Gespräch kommen, welche zum Teil in die Planung einbezogen waren. Die Wahl des Ortes orientierte sich an den Ergebnissen der vorherigen Sozialraumbegleitung. Ein Ort erwies sich aufgrund seiner Nähe zum örtlichen Busbahnhof als günstig, weil sich dort viele Jugendliche aufhalten. Zudem war er als politischer Ort interessant, da er im Stadtdiskurs eher negativ besetzt ist und dessen (jugendliche) Nutzer*innen den Fachkräften zufolge dadurch ebenfalls stigmatisiert und problematisiert werden: *„Leute, die so gerade im Sommer immer mal kommen, um hier ihren Raum zu finden. Gerade Leute, die am Wochenende Alkohol trinken wollen. Die werden dann vertrieben“* [FK_L_1_3]. Diese Aktion sollte diesem Negativbild positive Nutzungserfahrungen entgegenstellen und alternative Bilder öffentlich machen.

Mittelpunkt der Intervention war ein Aktionsstand mit verschiedenen Infomaterialien und Give-aways zum Thema sowie der Pop-up-Jugendclub samt Tischtennisplatte zum Chillen, Quatschen und Mitgestalten. Außerdem konnten Besucher*innen eine Comic-Ausstellung mit kurzen persönlichen Geschichten von Betroffenen von LGBTIQ*-Feindlichkeit und Heterosexismus anschauen und Buttons mit queer-positiven Botschaften herstellen. Die Gespräche, die sich im Laufe der Aktion ergaben, wurden vereinbarungsgemäß nicht dokumentiert. Da die Fachkräfte vorab in ihren Einrichtungen für die Aktion warben, kamen viele Jugendliche. Teilweise waren sie ihnen bereits bekannt, und sie konnten im weiteren Praxisalltag an den Themen anknüpfen. Zu anderen Jugendlichen entstanden durch die Aktion Erstkontakte.

Ergebnisse: Erzählungen und Erkundung von Erfahrungen als Grundlage für Verstehen und Lebensweltorientierung

„Verstehen ist [...] immer ein Prozess der Verständigung durch die Erfahrung der Differenzen hindurch; die unterschiedlichen Verstehenskulturen müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden, die Verständigung über relevante Zonen der Gemeinsamkeit muss im Lernen zwischen den Beteiligten ertastet, entdeckt und gestaltet und in Konflikten durchgesetzt werden. Die oben angesprochene Verschmelzung der Horizonte ist [...] ein seltener – dann sicher besonders glücklicher – Extremfall des Verstehens, meist geht es darum, die Horizonte zueinander in Beziehung zu setzen, sie – wie man heute zu formulieren pflegt – zueinander zu relationieren“ (Thiersch 2018, S. 17).

Wenn alltagseingelagerte, demokratische Bildung in der Jugendarbeit darauf abzielt, an der Lebenswelt der Adressat*innen

anzusetzen und ihre spezifischen Erfahrungen zu thematisieren, dann geht das nur durch ein tieferes Verständnis dieser Lebenswelten (→ siehe Band 1 und 2). Ein einfacher Draufblick – also eine rein distanzierte Beobachtung – greift hier zu kurz. Zu stark erfolgt in solchen Fällen die Betrachtung durch die eingeübte „Wahrnehmungsbrille“. Dies führt zu Interpretationen, die in starkem Maße von den eigenen fachlichen Vorprägungen und Lebensrealitäten geleitet sind. Verstehen braucht ein aktives Eintauchen, ein mindestens partielles Teilen anderer Lebenswelten, ein interaktives Sich-Einlassen auf Adressat*innen und ihre Sichtweisen. Damit verbunden braucht es auch ein Wissen um Strukturen und Verhältnisse in denen sie leben, um die Welt ein Stück weit mit ihren Augen sehen zu können und bisherige fachliche Sicht- und Verstehensweisen zu transformieren.

Erzählungen von Adressat*innen helfen hierbei in mehrfacher Hinsicht: Sie sind die geläufigste Form, mit der sich Menschen im Alltag mitteilen und damit ihre Sicht auf die Dinge Ausdruck verleihen. Im gewohnten Erzählen finden sich Hinweise darauf, was Menschen für sich und ihr Leben wollen – aber auch darauf, wie ihre soziale und materielle Umwelt bei diesen Vorhaben hilfreich ist oder ihnen im Weg steht. Gleichzeitig wirken Erzählungen und Gespräche gerade aufgrund ihrer Alltäglichkeit schnell banal. In der Jugendarbeit sind sie selbstverständlich: Einige junge Menschen besuchen Einrichtungen vordergründig zum „chillen“ und währenddessen mit anderen zu „quatschen“. Sonderlich produktiv erscheint das Ganze von außen zunächst nicht. Gerade wenn es um den eigenen Auftrag zur demokratischen Bildung geht, entsteht schnell der Gedanke, dass es ausgefeilte Methoden braucht, um das Ziel einer wirkungsvollen Entwicklung demokratischer Haltungen sowie sichtbare Ergebnisse und „Lernfortschritte“ der Adressat*innen zu erreichen.

Erzählungen und Gespräche zur Freilegung von Erfahrungsstrukturen und Alltagsdeutungen, an denen demokratische Bildung anschließen kann, sind im Gegensatz zu seminaristischen Methoden der politischen Bildung unvorhersehbarer, ‚chaotischer‘ und seltener verfügbar – denn das Gegenüber bestimmt mit, in welche Richtung sich das Erzählte entwickelt. Gespräche sind gerade deswegen ein Element von Beziehungsaufbau und Selbstreflexion, sie geben Hinweise auf den Alltag und die persönlichen Themen von Jugendlichen. In Gesprächen finden eben auch Bildungsprozesse statt, wenn Beteiligte neue Sichtweisen auf ein Thema und auch auf sich selbst gewinnen. Gelingt es Jugendarbeiter*innen Jugendliche und ihre Haltungen vor dem Hintergrund ihrer Situation zu verstehen, desto wahrscheinlicher können sie Perspektiven einbringen, die „annehmbar“ sind bzw. zur jeweiligen Lebenswelt passen.

Entsprechend wichtig ist es, dass Fachkräfte ihren Fokus inhaltlich auf Erzählungen und methodisch auf das Erzählen-Lassen legen. Dabei sollten sie sich auch darauf einstellen, dass dies nicht immer reibungslos funktioniert. Das hat auch damit zu tun, dass junge Menschen nur selten die Erfahrung machen, dass ihnen offene Räume geboten werden. Wo im Alltag laden Erwachsene junge Menschen denn dazu ein, von sich zu erzählen – so, wie sie es wollen? Wo werden entsprechende Voraussetzungen dafür geschaffen? Es ist keine Überraschung, dass Jugendliche es nicht gewohnt sind oder sogar misstrauisch werden, wenn Fachkräfte das Gespräch mit ihnen in ungewohnter Form suchen. Es braucht Vertrauen, Neugier, Zugewandtheit und Anerkennung – eine instrumentalisierende Abfrage werden junge Menschen hingegen schnell als solche erkennen. Fachkräfte brauchen etwas Übung, um ins Gespräch zu kommen und gezielt und aktivierend nachzufragen.

In den Erzählcafés und Lokalraumaktionen konnten Fachkräfte unterschiedliche neue Erfahrungen machen und ihre Komfortzonen und Routinen hinterfragen:

- Wie fühlt es sich an, über mich selbst zu erzählen und was unterstützt mir dabei?
- Wie geht es mir damit, Passant*innen anzusprechen oder mit einer außergewöhnlichen, aufsehenerregenden und kontroversen Aktion im Lokalraum sichtbar zu werden?
- Wie gut kann ich dabei mit dem Unvorhersehbaren umgehen – und mit der Unsicherheit, wie die ganze Sache aufgefasst wird?
- Woran merke ich, dass ein Gespräch gut war?
- Wie mache ich weiter, wenn mir jemand eine Absage erteilt hat?
- Wie kann ich kooperative Handlungserfahrungen mit Jugendlichen erweitern?

Auch wenn sich die Fragen auf eher außeralltägliche Formate beziehen, sind sie auf die prozessorientierte Gestaltung von Bildungsprozessen im eigenen Einrichtungsalldag übertragbar. Sich mit ihnen auseinanderzusetzen, ist zielführend. Während man diese Konfrontation im Alltag auch umgehen kann, indem man sich auf scheinbar Bewährtes zurückzieht, erhöht das gemeinsame Tun in der Gruppe die Motivation und Bereitschaft, etwas Neues auszuprobieren und eigene Unsicherheiten zu thematisieren.

5. Erkundungen professionellen Handelns als Raum non-formaler Demokratiebildungsarbeit – dichte Beschreibungen von Praxis und Alltag

Das alltägliche professionelle Handeln der Fachkräfte jenseits formalisierter Techniken ist zentral für die Ermöglichung demokratischer Erfahrungen und Bildungsprozesse bei jungen Menschen. Wie Professionalität im Alltag der Jugendarbeit praktisch übersetzt wird, muss dafür zusammen reflektiert werden. Dafür braucht es gemeinsam erarbeitete *dichte Beschreibungen* von der alltäglichen Praxis der Jugendarbeit, von situativem Tun und Handeln im Prozess mit den Jugendlichen. Hierfür wurden unter anderem Settings der kollegialen Beratung genutzt.

Dokumentierte kollegiale Fallberatungen: Fachlichkeit und Mehrdeutigkeiten von Praxis sichtbar machen

Kollegiale Fallberatungen sind ein bekanntes Mittel, um sich mit Kolleg*innen fachlich auszutauschen und aktuelle oder schwierige Fälle gemeinsam zu reflektieren. Obwohl Fallberatung ein Grundstein der alltäglichen Arbeitspraxis sein sollte, fällt sie häufig anderen Aufträgen zum Opfer – viele, auch spontan auftretende Anforderungen an die Fachkräfte stehen Reflexionszeiten entgegen. Fachkräfte berichteten aber auch von einer bestehenden Routine im Umgang mit entsprechenden Formaten.

Aufgrund der stark variierenden Prozesse – auch beeinflusst durch pandemische Herausforderungen – kamen nicht alle begleiteten Teams dazu, dass eine strukturierte kollegiale Beratung durchgeführt werden konnte. Ein Ziel der Begleitprozesse war eine tiefgehende und an die Projektthemen angepasste Fallbearbeitung. Den Fachkräften sollte die Möglichkeit zur

differenzierten Reflexion konkreter Beispiele gegeben werden, was im Praxisalltag so oft nicht stattfindet. Dabei ging es unter anderem um die Themen struktureller Rassismus und Rassismuserfahrungen bei jungen Menschen. Eine Frage dabei war, wie diese in der alltäglichen Praxis als Ebene des sozialpädagogischen Handelns aufgegriffen werden können. Im Rahmen der Begleitung war es wichtig, die Dynamik während der kollegialen Beratung nachzuvollziehen und deren Verlauf mit den teilnehmenden Fachkräften zu reflektieren. So war es möglich an Haltungen und professionellen ‚Gewissheiten‘ zu arbeiten. Wie Jean Lave und Étienne Wenger (1991) im Begriff der Communities of Practice verdeutlichen, sind (kollegiale) Räume unter ‚Gleichgesinnten‘ vor allem auch dazu geeignet, verinnerlichtes, habitualisiertes Praxiswissen mit theoretischem Wissen zu verschränken. So kann ein Transfer zwischen Wissenschaft, Beratungspraxis und Praxis der Jugendarbeit erreicht werden und fördert ihr Zusammenwirken. Die gezielte Reflexion von Themen und Themendynamiken in den Diskussionen unter Kolleg*innen trägt dazu bei, dass einzelne Punkte eher in den professionellen Habitus übergehen, also in ähnlichen Situationen erinnert werden bzw. situativ abgerufen werden können.

Die dokumentierte kollegiale Fallberatung bestand aus den folgenden Schritten:

- 1** Einbringen unterschiedlicher Fallthemen
- 2** Auswahl des Falles und Ablauf der Beratung entlang eines Schemas zur kollegialen Beratung
- 3** Verschriftlichung und Analyse der Audioaufzeichnung
- 4** Transfer von Themen über die erneute Befassung mit dem Fall durch die Berater*innen als Reflecting Team
- 5** Reflexion der ergänzten Perspektiven in der Gruppe
- 6** Ableitung von Themen und Handlungsstrategien

Ein zweiter Aspekt der dokumentierten kollegialen Fallberatung ist folgender: In ihr können Wissensbestände der Praktiker*innen zum Vorschein kommen, die sich auf Routinen, auf Praxiswissen und auf Vorstellungen von Fachlichkeit gründen und die in einer einfachen Situationsschilderung nicht unbedingt benannt werden. Dies erklärt sich nicht aus dem Interesse, etwas zu verbergen, sondern daraus, dass diese Wissensbestände nicht so einfach zugänglich sind und selten verbalisiert werden. Sie werden schlicht und einfach routiniert und habituell angewandt. Bei der gemeinsamen Problembearbeitung sind die einzelnen Teilnehmer*innen gefordert, genau diese Bestände auch einmal auszuformulieren. So lassen sich Rückschlüsse darauf ziehen, welche Problemdeutungen in einer entsprechenden Situation für die Fachkräfte vorrangig sind und worauf der Fokus bei der Diskussion von Handlungsoptionen gelegt wird.

Für das Vorgehen hat sich das Team am Vorschlag eines Beratungsablaufs von Katharina Debus und Olaf Stuve (2014, 100 ff.) orientiert. Hierbei werden systematisch ergänzende Deutungsperspektiven in die Beratung eingeführt: Sie weiten die Fallsituation auf individuelle Anforderungen sowie auf gesellschaftliche Bedingungen aus, die den Fall beeinflussen. Dies ist ein ungewohntes Verfahren der Fallerrörterung, das die Fachkräfte aufgrund der komplexen Analyseebenen auch vor Herausforderungen stellte. Sinnvoll war das Vorgehen, weil der Blick der Jugendarbeiter*innen auf die eigene Praxis oft einer notwendigen Fokussierung unterliegt. Dabei wird er aber auch verengt. Während die individuellen Faktoren, die in einer Situation eine Rolle für das Handeln aller Beteiligten spielen, sich gut rekonstruieren lassen, sind gesellschaftlich bedingte Einflüsse meist schwerer zu ergründen. Das hängt auch damit zusammen, dass

sie oft subtil wirken und Fachkräfte sie nicht direkt wahrnehmen. Dies liegt auch daran, dass sie selbst in die konkrete Situation und die sozialen Verhältnisse eingebunden sind. Sie sind also selbst mit den gesellschaftlichen Strukturen verwoben.

Der oben dargestellte Ablauf hat dabei geholfen, mögliche weitere Bedingungsfaktoren im Fall in das Blickfeld zu nehmen. So war es wichtig, dass die Fachkräfte zu Beginn eigene Perspektiven und Erkenntnisse zum Fall austauschen. An dieses Ergebnis konnten dann die Impulse in der Reflexion der Beratung anschließen.

Im Hinblick auf einen vertieften Fachaustausch nannten die Fachkräfte oft den Faktor Zeit als begrenzendes Element. Auch mit Blick auf die kollegiale Fallberatung standen am Ende Fragen im Raum: Was kann davon wirklich in die Praxis transferiert werden? Wie soll damit umgegangen werden, wenn es keine Möglichkeit für mehrstündige Treffen nur zu einem speziellen Thema gibt? Wünsche nach „kleinen Portionen“ bzw. nach zeitsparenden und schnell anwendbaren Methoden stehen tiefgreifenderen Auseinandersetzungen entgegen.

Reflexion setzt immer einen Aspekt voraus, wofür es im Kreis der Kolleg*innen Bewusstheit braucht: Die Bereitschaft der Jugendarbeiter*innen, sich ‚infrage zu stellen‘ oder ‚den Spiegel vorhalten zu lassen‘. Nur auf dieser Grundlage gelingt es, das eigene Tun gemeinsame kontrovers zu beurteilen. Das ist Berater*innen wie auch den Beratungsnehmer*innen nicht immer angenehm, aber notwendig für Veränderung und Kritik. Hilfreich ist hierbei eine generelle „Fehlerkultur“: ein fehlerfreundlicher Umgang miteinander, sowohl in der Beratungssituation als auch im allgemeinen Praxisalltag. Dieser Fehlerdiskurs ist in

einem Feld hoch dynamischer sozialer Interaktionen unerlässlich, da die Professionellen hier immer wieder mit Unerwartetem und Unverfügbarem konfrontiert sind. Für den Komplex demokratischer Bildung ist sie auf allen Ebenen essenziell.

6. Konzepte zwischen Orientierungsrahmen und Veränderungsoffenheit

Im Verlauf der Beratungsprozesse hat sich gezeigt, dass sich die Vorannahmen nur in Teilen bestätigten und der Fokus der Fachkräfte mitunter ein anderer war als der der Berater*innen. In den Prozessbegleitungen wurde gemeinsam eng an die bestehende jugendarbeiterische Praxis vor Ort anzuknüpfen. Dafür braucht es ein hohes Maß an konzeptioneller Veränderungsbereitschaft. Dies spiegelt sich auch in den Methoden wider, die innerhalb der Prozesse gemeinsam mit den Fachkräften genutzt wurden.

Veränderungsoffenheit und Flexibilität waren für die beteiligten Fachkräfte auch oft eine Herausforderung, denn der Wunsch nach Orientierung, nach „Rezepten“ und nach einem Plan für häufig unübersichtliche Praxissituationen entspringt dem nachvollziehbaren Interesse, das eigene professionelle Handeln klarer und machbarer zu gestalten. Die Absage an wiederholbare methodische Abläufe und Best-Practice-Bausteine der Demokratiebildung konnte dabei zusätzlich verunsichernd wirken. Dem gegenüber stand die Erfahrung der Fachkräfte, dass sich die jugend- bzw. sozialarbeiterische Realität häufig nicht eins zu eins in Theorie hineinpressen oder linear aus ihr heraus entwickeln lässt. Manche Fachkräfte formulieren sogar, dass die Praxis mit der Theorie nicht viel zu tun habe. Es heißt dann: „In der Theorie ist das ja alles ganz schön und gut, aber in der Praxis funktioniert das alles nicht.“

Diese Position hat mehrere zu berücksichtigende Ebenen: Wissenschaftliches Wissen und theoretische Handlungskonzepte unterscheiden sich stark von Erfahrungswissen und routiniertem wie auch situativem Handeln in der Praxis. Während Wissenschaft mit dem Beherrschbaren, Verfügbaren und Reproduzierbaren agiert, ist Praxishandeln von Einzigartigkeiten, Dynamiken, Überraschungen und unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten geprägt. Deshalb benötigen Fachkräfte mehr als theoretisches Wissen. Sie benötigen professionelles Wissen, das ihnen in ihrem alltäglichen Handeln zur Verfügung steht und das bei ihnen die Erfahrung stützt, fundiert handlungsfähig zu sein. Sie sind vor allem gefordert, im „klugen Takt“ zum richtigen Zeitpunkt die richtigen Impulse zu setzen. Auch wenn Sequenzen der demokratischen Bildung in der Jugendarbeit bleiben, sind Fachkräfte nicht dem Zufall ausgeliefert. Sie können sich die verschiedenen Dynamiken bewusst machen und versuchen, Regelmäßigkeiten zu erkennen und das Geschehen systematisch in einen Kontext einzuordnen. Es kann nicht um ein technisches Verständnis von sozialpädagogischem Handeln gehen: „Ich nutze Methode A und erhalte Lösung B“. ‚Gute Praxis‘ hat sozialpädagogische Bildungsprozesse in ihrer Differenziertheit im Blick und agiert strategisch im Geschehen. Dies nimmt Einfluss auf den weiteren Verlauf der Situationen. Genau hier setzt fachliche Reflexion und Praxismodulation an, um die es an den Beratungsstandorten ging.

Ergänzungen des professionellen Habitus

Fachliche Reflexion ist eine viel benannte wie auch fundamentale Dimension in der Professionalitätsentwicklung. Sie zielt darauf ab, das ‚Bauchgefühl‘ sozialarbeiterischer Praxis

sichtbar zu machen und mit Theorie anzureichern – also mit wissenschaftlichen Befunden, Analysemodellen und Handlungsperspektiven. Die Fachkräfte beschrieben häufig, dass ihr Handeln in großen Teilen auf solchen „Bauchgefühlen“ beruht. Damit meinen sie ein Gespür, das aus individuellen Erfahrungen und Routinen erwächst. Allerdings drücken sich in Gefühlen auch verinnerlichte Wissensbestände der gesamten Profession und ein professioneller Habitus aus, durch den sich Sozialarbeiter*innen von anderen Berufsgruppen unterscheiden.

Neben persönlichen Erfahrungen, Beobachtungen und Erzählungen von Kolleg*innen kommen hier Theorien und wissenschaftliches Wissen zum Tragen, das sich Fachkräfte vor allem in ihrer Ausbildung angeeignet haben. Nach der Ausbildung werden bestehendes theoretisches Wissen und die angeeigneten Verstehenssystematiken teilweise wenig ausdifferenziert. Mehr noch: Häufig überlagert und entwertet das zunehmende praktische Wissen das theoretische Wissen der Fachkräfte. Hinzu kommt lebensweltliches Wissen, das nicht aus dem professionellen Alltag stammt, sondern in all jenen privaten und medialen Kontexten entsteht, in denen sich Fachkräfte jenseits ihrer Berufstätigkeit bewegen – von der Familie über den Freundeskreis bis zum Sportclub oder einer Initiative, in der sie aktiv sind. In der Reflexion von beruflicher Praxis müssen all diese Wissensbestände sichtbar und besprechbar gemacht werden, weil sie das eigene professionelle Wahrnehmen, Ordnen und (demokratiebildende) Handeln gleichermaßen beeinflussen. Und dann stellt sich die Frage, welche Wissensbestände und welche Handlungsmöglichkeiten in die alltägliche Praxis übernommen werden können.

Ergänzungen zum professionellen Habitus

Die Frage, was unter *Professionalität* fällt, wird unterschiedlich beantwortet. In jedem Fall lässt sich aber sagen, dass ein professioneller Habitus auch ‚unprofessionelle‘ oder ‚vorprofessionelle‘ Elemente enthält. Er kann darüber hinaus mit individuellen (sozialpädagogischen) Haltungen einhergehen, die zwar im engeren Sinne professionell sind, aber zugleich auch autoritär. Dies zeigt sich etwa dort, wo das professionelle Setting durch Methoden geprägt ist, die Eigensinnigkeit und Erfahrungsbestände von Jugendlichen entwerten oder ignorieren und die damit in Widerspruch zu einer menschenrechts- und subjektorientierten Perspektive geraten. Es zeigt sich auch an Haltungen von Fachkräften, die vor allem Entmutigung ausdrücken, weil sie dauerhaft den Eindruck haben, nur gegen Mauern zu rennen.

Häufig erscheint in fachlichen und fachpolitischen Debatten die sozialpädagogische und speziell die jugendarbeiterische Profession als „letzte Insel“ gesellschaftlicher Emanzipation. Gleichzeitig ist anzuerkennen, dass das Feld weder ein „Club der Guten“ noch ein „Hort des Widerstands“ ist. In der Jugendarbeit spiegeln sich allgemeine gesellschaftliche Entwicklungen genauso wie lokale Kräfteverhältnisse und Selbstverständlichkeiten wider. Dies leitet zu folgenden wichtigen Fragen: Wie können diese Problemlagen und mögliche Ausblendungen im Rahmen von Beratungen und Begleitprozessen angesprochen werden? Wie können bestehende Problemlagen besser sichtbar gemacht werden? Wie kann eine Integration von jugend- und sozialarbeiterischer Theorie und Haltung stattfinden? Die Fragen verweisen auf ein ‚Qualifizierungsdilemma‘: Die meisten Fachkräfte nehmen bestimmte Problemlagen – wie Rassis-

mus und Ablehnungshaltungen – ernst. Sie sehen den Bedarf an entsprechender Sensibilisierung, besuchen spezielle Veranstaltungen und wollen dazu beitragen, dass Jugendliche weniger diskriminierend miteinander und mit anderen umgehen. Ihre Praxis findet aber in konkreten, lokalen Verhältnissen statt. In diesen kommt es zu einer Normalisierung von autoritären Haltungen und Rassismus. Unter den Bedingungen einer spezifischen, sozialen Dichte im ländlichen Raum und einer weitgehenden Prägung von Konfliktscheue, um nicht „Nestbeschmutzer*innen“ zu werden, wird es deutlich schwerer, hier widerständig zu sein, in Konflikt zu gehen und dafür Verbündete zu finden (→ siehe Band 1 und 2). Reflexion, Relationierung, gemeinsame Erkundung und Erörterung sind hier die zentralen Ebenen der professionellen Auseinandersetzung.

Zugleich bringen Prozessbegleitungen – insbesondere längerfristige – neue Herausforderungen mit sich. Berater*innen können als ein machtvolleres „Außen“, als fordernd, manchmal auch als bedrohlich empfunden werden. Vor ihnen und Kolleg*innen, so scheint es teilweise, müssten sich Fachkräfte „verantworten“. Hierzu braucht es einen intensiven Prozess zum gemeinsamen Beziehungs- und Vertrauensaufbau – auch im Kreis der Professionellen. Eine professionelle Beziehung zueinander hilft auch dabei, Kritik am Handeln der anderen zu üben bzw. zu sagen: „Das hätte ich nicht so gemacht“ oder: „Das sehe ich aber anders“. Die Fachkräfte brauchen die Gelegenheit, die Berater*innen kennenzulernen und umgekehrt.

Dieser Prozess ist zeitintensiv und setzt in gewisser Weise auch ein partielles Teilen – also ein In-den-Blick-Nehmen – der Praxis vor Ort voraus. Fachkräfte sollten die Bildungsprozesse ihrer Adressat*innen lebensweltorientiert begleiten und zum Teil in

deren Alltag eintauchen. Ebenso sollten auch von außen kommende Berater*innen verstehen können, wie die Jugendarbeit vor Ort aussieht. Es braucht die Gewissheit, dass man über dieselben Sachen spricht – auch wenn die Perspektiven unterschiedlich sind. Gerade die Betonung der Verschiedenheit in den Perspektiven ist wertvoll: Denn im Austausch kann die „Außensicht“ der Berater*innen die zeitweise Distanzierung und das Betrachten von alltäglichen Situationen und Praxen aus neuen Blickwinkeln befördern.

Literatur

AGJF Sachsen e.V. (2019): "Auch wenn alle anderen dagegen sind". Potentiale von Jugendarbeit für Demokratiebildung und die Auseinandersetzung mit Rassismus. Abschlussbericht zum Modellprojekt „MUT - Interventionen. Geschlechterreflektierende Prävention gegen Rassismus im Gemeinwesen". Chemnitz.

Debus, Katharina; Stuve, Olaf (2014): Abgewandelte Kollegiale Fallberatung. Funktionen von Einstellungen/Verhaltensweisen und pädagogische Konsequenzen. In: Debus, Katharina & Laumann, Vivien (Hg.): Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht. Hans-Böckler-Stiftung. Arbeitspapier 302, Düsseldorf, S. 100-104.

Herrmann, Heike (2019): Soziale Arbeit im Sozialraum. Stadtsoziologische Zugänge. Stuttgart.

Kohn, Johanna & Caduff, Ursula (2010): Erzählcafés leiten: Biografiearbeit mit alten Menschen. In: Hauptert, Bernhard; Schilling, Sigrid & Maurer, Susanne (Hrsg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit: Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Bern. 193-216.

Lave, Jean & Wenger, Étienne (1991): Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation. Cambridge.

Thiersch, Hans (2018): Verstehen – Lebensweltorientiert. In: Wesenberg, Sandra; Bock, Karin & Schröer, Wolfgang: Verstehen: eine sozialpädagogische Herausforderung. Beltz Juventa: Weinheim, Basel.

IMPRESSUM

Abschlussdokumentation des Projekts „MUT-Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.“

Herausgeber

AGJF Sachsen e.V.
Neefestr. 82
09119 Chemnitz



Redaktion

Kai Dietrich, Romy Nowak, Nils Schuhmacher &
Markus Weidmüller

Erscheinungsjahr

2023 (Redaktionsschluss: 12/2022)

Kontakt

T. 0371 - 5 33 64 24
mut@agjf-sachsen.de
mut.agjf-sachsen.de

Gestaltung

www.cmkey.de

Bildnachweis

Foto von Ravi Kant von Pexels
(www.pexels.com/de-de/foto/hande-mit-pulver-be-deckt-3915717/)

Diese Maßnahme wird mitfinanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Gefördert durch



STAATSMINISTERIUM FÜR SOZIALES
UND GESELLSCHAFTLICHEN
ZUSAMMENHALT





agjt Arbeitsgemeinschaft
Jugendfreizeitsstätten
Sachsen e.V.